Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 40 [i.e. 43] (1961)

Heft: 28

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 300

AZ Winterthur

Winterthur, 4. August 1961
40. Jahrgang Nr. 28/108

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Auflage über 20 000 Exemplare

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Die Jugendkriminalität heute

Es sind nun zwanzig Jahre her, dass nach Vorarbeiten und Beratungen, die sich über Jahrzehnte erstreckten, das Schweizerische Strafgesetzbuch in Kraft trat. Aber schon wenige Jahre später erkannten die Praktiker an unsern Gerichten und Anstalten, dass dieses für die Rechtsentwicklung unseres Landes so bedeutsame Gesetz bereits revisionsbedürftig war: es mussten 1950 begrenzte Abänderungen vorgenommen werden. Seither ist das Konkordatsabkommen über die von den Kantonen durchzuführenden Anstaltsreformen in Kraft getreten, so dass viele offen gelassene Wünsche nunmehr erfüllt werden können. Aehnlich verhält es sich mit dem Jugendstrafrecht: zwar brachte hierin schon das Strafgesetzbuch gegenüber den vielfach veralteten kantonalen Gesetzen grosse Fortschritte. Allein auch auf diesem Gebiet ist die Entwicklung noch im Fluss und viele Reformwünsche stehen nach wie vor offen.

Das Strafgesetzbuch ordnet die Behandlung der Minderjährigen im vierten Titel in den Artikeln 82 - 100, und zwar in drei Abschnitten mit je nach der Altersstufe differenzierten Reaktionen auf fehlbares Verhalten. Bis zum zurückgelegten 6. Altersjahr steht das Kind ausserhalb des Strafgesetzes; sein Verhalten kann keinerlei Verantwortung und keine rechtlichen Sanktionen zur Folge haben. Von da ab beschäftigt sich auch das Strafgesetz mit den jungen Menschen, wobei es Kinder von 6 - 14 Jahren, Jugendliche von 14 - 18 Jahren und Minderjährige zwischen 18 und 20 Jahren unterscheidet.

In der Oeffentlichkeit stösst man häufig auf die Auffassung, die Jugendkriminalität habe in der Schweiz erheblich zugenommen. Immer häufiger ertönen Warnungsrufe, die auf die schnell fortschreitende Veränderung des Lebens und die dadurch entstehende Zunahme und Intensität der Umweltseinflüsse und ihre für die Jugend besonders grossen Gefahren hinweisen. Anlage, Umwelt und Acceleration sind heute nach dem neuesten Stand der Forschung die bestimmenden Einflüsse bei der ineinander greifenden geistigen, seelischen und körperlichen Formung des Menschen. Es stimmt aber nicht, dass diese Wandlung der heutigen Lebensformen die Kinder unseres Landes und unserer Zeit vermehrt zu deliktischem Handeln angeregt hat. Im Gegensatz zum Ausland (insbesondere zu Amerika) verzeichnen wir keine Zunahme der Jugendkriminalität. Das zeigt u. a. auch die Schweizerische Kriminalstatistik, die alljährlich von der Bundesverwaltung herausgegeben wird, auch wenn diese die Kinder (deren Vergehen nicht ins Strafregister eingetragen werden) nicht erfasst.

Sodann vertritt unser Rechtsempfinden — im Gegensatz zu der Einstellung in manch anderem Land die Meinung, die Dr. iur. Herbert Schulhess, Jugendanwalt in Burgdorf einmal mit folgenden Worten umschrieben hat: «Im Rahmen des Jugendstrafrechts ist nicht jedes strafbare Unrecht auch schon kriminelles Unrecht. Es wird z. B. niemandem einfallen, blosse Verkehrsübertretungen wie etwa Radfahren ohne Licht oder zu zweit als kriminelle Handlungen darzustellen. Dasselbe gilt auch für die weitaus meisten Verstösse gegen das Verwaltungsgesetz von Bund und Kantonen. Unter das als kriminell zu bezeichnende Unrecht fallen im wesentlichen bloss Verbrechen und Tatbestände, die gegenüber dem nicht mehr dem Jugendstrafrecht unterstehenden Täter mit Zuchthaus oder mit Gefängnis bedroht sind. Nur soweit spricht man im allgemeinen von Kriminalität.»

Wir sehen, dass die Bezeichnung «Jugendkriminalität» ein eigentlich heute nicht mehr ganz treffender Sammelbegriff ist, der viel klarer durch das französische Wort «Déliquance juvénile» umschrieben würde. Das zeigte sich auch an allen Arbeitstagungen von nationalen und internationalen Konferenzen für Sozialarbeit, die alle der

> Verschiebung vom destruktiven Vergeltungsgedanken zur aufbauenden Erziehungshilfe gewidmet sind.

Bevor wir aber vom Strafvollzug bei Jugendlichen und Minderjährigen reden, werfen wir einen Blick in die letzte Kriminalstatistik des Bundes, in der die Delikte nach Altersgruppen folgendermassen registriert wurden: Nach dem Schweizerischen Strafgesetzbuch wurden von total 21 547 Jugendlichen von 14—17 Jahren 1771, 18- und 19jährige 1633 verurteilt, nach dem Militärstrafgesetz 54 Neunzehnjährige, nach dem Motorfahrzeuggesetz 482 14—17jährige und 1025 17- und 18jährige, nach dem Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer zusammen 31 Jugendliche, nach dem Bundesgesetz über Jagd und Vogelschutz 21, nach dem Bundesgesetz betr. Verkehr mit Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen 1 Neunzehnjähriger, wegen Militärpflichtersatz 7 und wegen andern Bundesgesetzen noch ein einziger.

Die meisten Delikte tangieren das Vermögen von Drittpersonen, an zweiter Stelle folgen die Sittlichkeitsdelikte und an dritter die Verkehrsvergehen. Auch Urkundenfälschungen sind noch relativ häufig, während die Verbrechen gegen Leib und Leben nur 5 Prozent aller Delikte ausmachen und fast ausnahmslos als Affekthandlungen taxiert werden müssen.

Wenn wir den Gründen für das deliktische Handeln der Kinder und Jugendlichen nachgehen, so fällt auf, welch hoher Prozentsatz von ihnen keine wirkliche Mutterliebe, keine familiäre Geborgenheit im eigentlichsten Sinne des Wortes gekannt hat. Hier können wir die Auswirkungen der Mütterberufstätigkeit von ihrer schwärzesten Seite her kennenlernen, aber auch das Problem der in unserm Lande viel zu niedrig angesetzten Alimente nicht verheirateter oder geschiedener Väter. Wer einem Kind das Leben gibt, müsste sich in einem viel ausgeprägteren Masse der Verantwortung und Verpflichtung bewusst sein, die er damit — auch wirtschaftlich — eingeht. Im Hinblick auf die Jugendkriminalität möchte man in seinen Forderungen an die potentiellen Eltern sogar noch weitergehen und die Wünsche erweitern auf die sorgfältigere und verantwortungsvollere Partnerauswahl auch im Hinblick auf die physische und psychische Gesundheit der Ehekandidaten. Von den in einem einzigen Jahr zur Beobachtung eingewiesenen straffälligen Kindern stammen nämlich nicht weniger als 35 Prozent von Eltern, die entweder krank oder psychisch auffallend sind. 22 Prozent haben ledige Mütter oder stammen aus geschiedenen Ehen, bei 9 Prozent ist die Familiengemeinschaft zerrüttet und nur bei 13 Prozent konnte man von gesunden, rechtschaffenen Eltern sprechen.

Wir haben am Anfang unserer Ausführungen dargetan, dass die wenigsten unserer straffälligen Jugendlichen im eigentlichen Sinne des Wortes kriminell sind. Die meisten von ihnen sind zu schnell gewachsen, zu unvorbereitet in die Pubertät hineingerutscht und werden mit den innern und äussern Schwierigkeiten ihres gespalteten Lebens nicht fertig. Manche Tat ist nicht mehr und nicht weniger als ein böser Lausbubenstreich, wobei sich die Täter gar nicht der Tragweite ihres Handelns bewusst sind. Viele der heutigen Jungen leben planlos in den Tag hinein, weil ihnen ein Ideal fehlt, nach dem sie streben können, oder aber sie bleiben an einer kindlichen Vorstellung haften, vermögen sich nicht der Realität anzupassen und scheitern so an der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Vor allem ist es das Stehenbleiben auf einer kindlichen Ich-Stufe, die damit verbundene Unfähigkeit, für sich passende Vorbilder zu wählen und sich mit ihnen wenigstens partiell zu identifizieren, welche die infantile Haltung so sehr begünstigt. Das Versagen auf immer neuen Gebieten führt letztlich zu einer dauernden Schädigung des Selbstvertrauens, und das ist sehr oft der entscheidende Grund, weshalb sich die Halbstarken zu Banden zusammentun oder unter dem Einfluss Dritter Dummheiten begehen.

Die Behandlung der jugendlichen Delinquenten hat erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine entscheidende Wandlung erfahren. Das Jugendstrafrecht früherer Zeiten bestand nur aus einigen wenigen Bestimmungen im Zusammenhang mit den Normen der Zurechnungsfähigkeit. Als dann die Zeit des Individualismus und als Reaktion darauf der soziale Gedanke sich durchsetzte, erforschte man endlich mit Hilfe der Psychologie die Ursachen der Kriminalität. Das Losungswort hiess fortan: «Nicht Vergeltung für begangenes Unrecht, sondern Verbrechensverhütung in der Zukunft». Man erkannte die enorme Schädlichkeit der kurzen Gefängnisstrafen für die jugendlichen Rechtsbrecher und den gefährlichen Einfluss der ältern Gewohnheitsverbrecher auf die jugendliche Seele.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Redaktionswechsel

Frau Betty Wehrli-Knobel tritt von ihrem Amte als Redaktorin des «Schweizer Frauenblattes», das sie seit dem 1. Januar 1956 innehatte, zurück. Wir wissen, wieviele Abonnentinnen sich unter unserer Leserschaft befinden, die der scheidenden Redaktorin für viel Anregung und Orientierung dankbar sind. Trotz vielfältiger Ansprüche war Frau Wehrli immer bereit, auf die Wünsche der Leserinnen weitmöglichst einzugehen, wofür ihr auch die Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» sehr zu danken weiss.

Als Nachfolgerin begrüssen wir und stellen den Leserinnen vor:

Frau Ruth Steinegger, Kriens-Luzern, Redaktorin und Journalistin

die als bisherige Mitarbeiterin an verschiedenen führenden Zeitungen die Redaktion des «Schweizer Frauenblattes» in bester Weise betreuen wird.

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»
Für den Vorstand: Die Präsidentin Olga Stämpfli

*

Liebe Betty Wehrli-Knobel!

Ihnen, liebe, vom «Schweizer Frauenblatt» sich lossagende Redaktorin, den offiziellen Abschieds- und Dankesbrief, wie es Verdienst und Sitte zukommt, vorzulegen, wird mir kaum gelingen. Sie sind nicht einfach «einzuordnen» in die strenge Kaste arrivierter Redaktoren, die wuchtige Tagesblätter in die Welt schleudern. Inmitten Ihrer journalistischen und redaktionellen Jagdgründe sind Sie, liebe BWK, immer Ihrem mitgebrachten Wesen, Ihrer Schlichtheit treu geblieben.

Mein in fünf Jahren gemeinsamer Arbeit mit Ihnen Erlebtes lässt sich deshalb einzig und allein im Herzlichen, das heisst im Persönlichen ergiessen. Erinnern Sie sich unseres ersten Händedrucks, der gemeinsamen Freude am Einsatz für das Frauenblatt? Viel Wertvolles gewährte der zunehmende Kontakt, den das Wachsen der Zeitung mit sich brachte. Die Einführung in das Labyrinth der Presse, mein Teilnehmendürfen an der nicht geahnten Vielfalt redaktioneller Arbeit, Ihr ernstes Bemühen, der Zeitung zu hohem Niveau zu verhelfen und nicht zuletzt Einsicht und Vertrauen, wenn Wetterwolken neuralgische Punkte störten — in alledem, das heisst in den vielen um das Frauenblatt kreisenden Gesprächen stiess ich, liebe BWK, auf den Kern Ihrer Wesensart.

Als Sie mir seinerzeit das Liliputbüchlein «Die Zeitung — kurz belichtet» mit schalkhaftem Zwinkern «Das genügt vorläufig» in die Hände drückten, liefen Sie schon fest in den Zielen unseres Frauenblattes. Das Massgebende für die gute Führung einer Zeitung, sagten Sie, liege im Zeitaufwand und im Verhältnis zur Leserschaft. Wie haben Sie, von damals an bis heute, mit dem Faktor Zeit gekämpft und neben der Ihnen sehr dankbaren Leserschaft auch jene «Kritischen» noch gewonnen, die statt Blüten Stacheln treiben! Die Freiheit eines Redaktors hat zwei Seiten . . . , es aber an einer Frauenzeitung «allen recht zu machen», ist wirklich «eine Sach, die niemand kann». Die Sammelmappe «Briefe unserer Leserschaft» ist druckenswert — Ihr elastischer Lebensradius hat im In- und Ausland bis an entfernteste Türen gereicht, um für unser Frauenblatt das Beste einzuheimsen.

Wohl fehlte das Redaktionsschild an der Birmensdorferstrasse, waren es am Ende Bewahrungsgründe Ihres inneren Wesens, die dem Schild den Weg versperrten? Der musische Mensch mag nicht immer an den Brotkorb denken, wenn er abends Einkehr hält bei sich. So war Ihre Stube eben beides, Redaktion und Sanktuarium, lärmerfüllter Raum von Telephon und Radionachrichten, und manchmal stille Klause, wenn die Muse sich zu Ihnen fand.

In Seenot vermisst niemand gerne den vertrauten Steuermann. Wir vom «Schweizer Frauenblatt» nehmen deshalb ungern von Ihnen Abschied, liebe BWK, obwohl wir gut verstehen, dass Sie andere Segel hissen wollen, weil viel Zukurzgekommenes in Ihnen nach seinem Recht verlangt. Erzieher, Journalist, Dichter, Redaktor, Schriftsteller und obendrein noch tätiges Vorstandsmitglied des Zürcher Clubs der BGF zu sein, heisst sich berechtigter Wechselströmung unterstellt wissen. Gemeinsam mit einer grossen Leserschaft, die fortwährend ihr Bedauern über Ihren Abschied meldet, dankt Ihnen der Vorstand und dankt Ihnen ganz besonders herzlich die Vorsitzende für die für unsere Sache eingesetzten Jahre. Wir wissen um die Zeit, die Kraft, die Hingabe, die Sie dem «Schweizer Frauenblatt» geopfert haben. Wir gedenken unserer gemeinsamen Arbeitsjahre, die sich um den Kulminationspunkt «Saffa 58» legten, wir gedenker der frohen und der schweren Zeiten, vieler wertvoller Begegnungen, die Sie zu gestalten vermochten, und wir danken Ihnen, liebe BWK, für alle Bereicherung, die Sie uns mit Ihrem grossen Anteil am Frauenblatt geschenkt haben.

Die Präsidentin des Vorstands
der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»
Dr. Olga Stämpfli

Ein Wort des Abschieds

Dieses Wort des Abschieds nach fünfeinhalb Jahren Redaktionstätigkeit am «Schweizer Frauenblatt» ist auch ein Wort des Dankes und richtet sich ebensosehr an die Leserinnen wie an die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, an den Vorstand der Genossenschaft des Blattes und ganz besonders an dessen Präsidentin, Fräulein *Dr. Olga Stämpfli*, an die Administratorin, Frau *C. Wyderko*, nicht zuletzt aber auch an die Woche für Woche mit mir im Umbruchsteam stehenden Herren *K. Grimm* und *B. Lach* sowie die Setzer in der Druckerei in Winterthur.

Die redaktionelle Betreuung des Frauenblattes erfordert viel Kraft, Konzentration und Zeit; dies wird auch jetzt, wenn dieses vierzehntäglich statt wöchentlich erscheint, nicht anders sein. Nun ist es so, dass ich mich schon während des ganzen vergangenen Jahres mit dem Gedanken, recht eigentlich mit dem von innen her diktierten Entschluss befasste, aus der strengen Zucht und Ordnung, die dieses Amt nun einmal unterbruchlos fordert, entlassen zu werden, um wieder — wie früher — frei journalistisch arbeiten zu können. So werde ich denn auch inskünftig als Mitarbeiterin dem Blatte treu bleiben und habe dann aber die Möglichkeit, mein berufliches Wirkungsgebiet je nachdem thematisch abzugrenzen oder zu erweitern.

Mein ganz besonderer Dank gebührt der Präsidentin und den Mitgliedern des Vorstandes der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» für ihr grosszügiges Verständnis meinem Rücktrittsgesuch gegenüber, welches nun umständehalber in den Zeitpunkt der den Leserinnen bereits angekündigten Reorganisation der Zeitung fiel, was nicht unbedingt vorauszusehen gewesen war.

Für viel Unterstützung, Mithilfe und mir entgegengebrachtes Vertrauen habe ich ebenfalls zu danken, für manche wertvolle Begegnung, die sich im Verlaufe meiner Redaktionstätigkeit ergab, und für viel berufliches und menschliches Erfahrungsgut, das ich mir dabei aneignen konnte. Ich wünsche dem Blatt in seiner neuen Erscheinungsart und unter der Leitung der zu seiner künftigen Redaktorin gewählten Frau *Ruth Steinegger*, Journalistin BR, Luzern, die ihre ganze Persönlichkeit, ihr ganzes Können zum Einsatz bringen wird, jene Resonanz, die ihm gebührt, einen zahlenmässig immer grösseren Abonnentinnenkreis. Möchten sich doch allein schon aus Gründen der Solidarität immer mehr Getreue zur Gemeinde der am politischen, sozialen und kulturellen Geschehen in unserem Lande interessierten Frauen jeden Alters und jeden Standes gesellen und bekennen!

Mit diesen Wünschen verabschiedet sich als Redaktorin des «Schweizer Frauenblattes»

Ihre Betty Wehrli-Knobel

«Die Neue» grüsst

Seine eigene Zeitung, seinen bestimmten Leserkreis haben, ist der Wunschtraum jedes Journalisten. Mir ist dieser Wunschtraum erfüllt worden, das Schweizer Frauenblatt liegt in meinen Händen! Es liegt wie Ton in meinen Händen, der gestaltet werden will, der eine Form, ein Gesicht bekommen und wenn möglich wie aus einem Guss geschaffen sein soll. Aber was sind das für Hände, die dieses Neue schaffen sollen? Sind sie geschickt genug, klug genug, gross und weit genug? Werden sie das schaffen können, was Kopf und Herz gemeinsam wollen?

Denn Kopf und Herz möchten viel! Sie möchten vor allem den Frauen Freude bereiten, ihre Probleme aufgreifen und versuchen, ihnen darüber manches zu sagen, was des Nachdenkens wert ist, sie möchten — auch, aber nicht nur — unterhalten, und weiter helfen auf dem Weg des Menschseins, sie möchten Bilder des Lebens einfangen und weitergeben und durch die Druckerschwärze hindurch das warme, pulsierende Blut, den ewigen Atem der Schöpfung spüren lassen. Ob es gelingen wird?

Ruth Steinegger

Im Zuge dieser Reformbestrebungen wurden in einigen schweizerischen Kantonen die ordentlichen Strafgerichte, in andern die Fürsorgeinstanzen oder spezialisierte Jugendgerichte zu Hauptorganen der Jugendstrafrechtspflege gemacht. Immer mehr Aufgaben wurden eigentlichen Jugendanwälten übertragen, und zwar in allen drei Verfahrensstadien (Untersuchung, Beurteilung und Vollzug).

Im Jugendstrafrecht des Schweizerischen Strafgesetzbuches wird der Fürsorge- und Erziehungszweck ganz besonders betont, und zwar dadurch, dass die Strafen und Massnahmen

> nicht nach der Schwere der Tat und dem Verschulden, sondern entsprechend der Persönlichkeit des Täters

verhängt werden. In diesem Sinne ist der Jugendstrafvollzug meist ein heilpädagogisches Problem, das in der Praxis zur Aufgabe eines ganzen Teams wird, in dem der Jurist, der Psychologe, der Pädagoge und Arzt zusammen versuchen, den jugendlichen Missetäter zu verstehen, einen neuen Weg zu führen — ihn zu heilen.

Hans Zulliger, unser wohl bekanntester Heilpädagoge, hat das sehr schön begründet, als er meinte, dass das Gewissen wohl als Anlage, aber nicht als Inhalt dem Menschen mitgegeben sei. Es bedarf eines liebe- und verständnisvollen Partners im Leben jedes Menschen, damit er die Schranken der Moral und des Gewissens anerkenne und vor seinen Mitmenschen Respekt hat.

Neben einer Anstalt für die ganz Schwierigen, die Asozialen, die nicht nur die Gesellschaft, sondern auch sich selber gefährden, fehlt es in unserm Lande in erster Linie an einer voll ausgebauten, wirksamen Schutzaufsicht.

Das Strafgesetzbuch kennt 1. die Schutzaufsicht für Jugendliche bei der bedingten Entlassung, beim bedingten Strafvollzug und beim Aufschub des Entscheides:

2. die Erziehungsaufsicht für versorgte Kinder und Jugendliche. Die Erziehungsaufsicht verfolgt denselben Zweck wie die Schutzaufsicht, die obliegt aber meistens den betreffenden Erziehungsanstalten und Pflegefamilien und kann sich auch erschöpfen in gelegentlichen Besuchen von Aufsichtsbeamten.

Die Schutzaufsicht kann gemäss StGB sechs Monate bis drei Jahre dauern; in der Praxis weiss man aber, dass ein Erziehungsziel nur erreicht werden kann, wenn die Schutzaufsicht mindestens zwei Jahre gedauert hat. Das StGB lässt amtliche und private Schutzaufseher zu, auch wenn letzteres leider viel zu selten geschieht.

Dr. iur. Alfred Ledermann, der erfahrene Zentralsekretär der Pro Juventute hat auf dieses Problem in einer Sondernummer über Jugendkriminalität hingewiesen und gesagt: «Leider wird vielfach noch zu wenig oder auf ungeeignete Weise Gebrauch gemacht von dieser Möglichkeit, private Schutzaufseher einzusetzen, mit der resignierten Behauptung, man finde heute keine Privatpersonen mehr, welche freiwillig eine langfristige Jugendhilfeaufgabe übernehmen. Wir glauben, dass man vielleicht

1. das systematische Suchen nach solchen Männern und Frauen zu wenig intensiv betreibt;

2. die Vormundschaften, Schutzaufsichten etc., welche Freiwilligen übertragen werden können, zu wenig sorgfältig aussucht;

3. die Freiwilligen nicht genügend auf ihre Aufgabe vorbereitet und sie nachher in ihrer Aufgabe ungenügend betreut und schützt.

Ganz allgemein sind wir überzeugt, dass alle Anstrengungen gemacht werden sollten, um die Durchführung der Schutzaufsichten zu verbessern. Die gegenwärtige Ausgestaltung wird in vielen Fällen den Grundgedanken des Jugendstrafrechtes nicht gerecht. Das liegt nicht an dem amtlichen Fürsorgern, sondern an deren Ueberlastung. Der Schutzaufseher muss sehr viel Zeit haben, um sich seinem Schützling richtig zu widmen. Ein Beamter ist doch einfach nicht in der Lage 50—100 Schützlingen wirklich Helfer und Erzieher zu sein! Die Schutzaufsicht darf nicht

> aus Zeitmangel zu einer reinen Kontrolltätigkeit werden.

Für die Ausgestaltung der Schutzaufsicht ergeben sich darum zwei Forderungen:

1. Die Zahl der Schützlinge, die ein amtlicher Fürsorger zu betreuen hat, muss ganz erheblich reduziert werden;

2. Zur Uebernahme der Schutzaufsichten müssen in viel grösserem Umfang wie bisher freiwillige, private Schutzaufseher zugezogen werden.»

Da es sich bei den zu betreuenden Schützlingen um noch nicht verwahrloste und nicht versorgungsbedürftige Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren handelt, die durch schädliche Milieueinflüsse, die Wirrnisse des Pupertätsalters und psychische Gründe einer besondern Betreuung bedürfen, müssen die Schutzaufseher gescheite, vernünftige, innerlich gereifte Persönlichkeiten sein, die gewillt sind, eine ansehnliche Zeit den Jungen zur Verfügung zu stellen. Der Gefährdete muss zu einer nützlichen Freizeitgestaltung geführt werden, er muss Liebe zu seiner Berufsarbeit und Kontakt zu seinen Mitmenschen finden. Unter gesunden, fröhlichen Alterskameraden wird er jene Hilfe finden, die ihm bisher versagt blieb, und mit der Befriedigung über seine eigene Leistung kommt das Selbstbewusstsein, an dem er vorher einmal gestrauchelt ist.

Das Problem, mit dem Inkrafttreten des Strafvollzug-Konkordats auch geeignete Heime und Anstalten für jugendliche Kriminelle zu schaffen, setzen sich Bund und Kantone auseinander. Mit der Aufgabe aber, aus den jugendlichen Gestrauchelten später rechtschaffene Mitmenschen zu machen, müsste sich jeder Erwachsene eigentlich selber befassen. Nicht nur als Elternteil, als Lehrer und Erzieher, sondern als Glied einer menschlichen Gesellschaft, in der die Starken für die Schwachen, die Gesunden für die Kranken einzustehen haben.

Unsere kantonalen Fürsorgestellen nehmen dankbar alle Angebote von Hilfsbereiten an, die gewillt sind, nicht nur kurzfristig, sondern über Jahre hinaus Dienst an der Jugend zu tun. e. fa

Eine Zürcher Opern-Uraufführung und ein Rückblick

Leider stand Martinus Oper «Griechische Passion», über die nachstehend unsere Musikreferentin berichtet, nur kurz auf dem Theaterzettel. Um die Vielen, die das Werk nicht auf der Bühne sehen konnten, trotzdem damit bekannt zu machen, beginnen wir in der nächsten Nummer mit dem Abdruck des gleichnamigen Romans von Niko Kazantzakis. Aber auch wer die Oper gegesehen hat, wird das meisterhaft geschriebene Buch, das sich mit den tiefsten christlichen Lebensfragen auseinandersetzt, mit Ergriffenheit lesen.

Das bedeutendste Ereignis der diesjährigen Zürcher Juni-Festwochen im Stadttheater war zweifellos die Uraufführung der «Griechischen Passion», der nachgelassenen Oper des 1959 im 69. Lebensjahr in Liestal bei Basel gestorbenen grossen tschechischen Komponisten Bohuslav *Martinù*. Hier haben wir eine höchst eindrucksvolle Musikschöpfung, die zwischen Oper und Oratorium die Mitte haltend, ebensosehr ein Ausdruck zeitgenössischen Erlebens ist wie ein Zeugnis einer grossen musikalischen Könnerschaft. Der Komponist hat sich den Text zu diesem Werk in vier Akten selber nach dem gleichnamigen Roman des griechischen Dichters Niko Kazantzakis geschrieben. Die Fabel: In einem griechischen Bergdorf will der Priester die Passion Christi von den Dorfleuten darstellen lassen und verteilt die Rollen. Manolios, der fromme Schafhirte, soll den Christus spielen; die verführerische Witwe Katerina die Maria Magdalena, usw. Da erscheint, von ihrem Priester angeführt, eine Flüchtlingsschar, bittet um Aufnahme im Dorf. Doch der Priester Gregoris verweigert den Unglücklichen alle Hilfe. Manodios und ein paar andere Dorfleute aber nehmen sich ihrer an, ziehen mit ihnen in die Berge. Und allmählich identifiziert sich der einfache Hirte immer mehr mit seiner Christusrolle, wird zum Tröster der Elenden, von den Mächtigen seines Dorfes verurteilt und ausgestossen und findet schliesslich vor dem Portal der Kirche von der Hand des Judasdarstellers den Tod. Die Flüchtlinge aber ziehen weiter ins Ungewisse. Die Tragödie der Masse wie das Schicksal des über sich selbst und seine Umwelt hinauswachsenden Einzelmenschen (auch Katerina wird am Ende zur Maria-Magdalena) ist hier in gleicher Weise packend gestaltet. Es geht vor allem von der Musik Martinùs eine tiefbewegende Wirkung aus, die teilweise durch die Anklänge einerseits an altslavische Kirchenmusik, andererseits an die volkstümliche Musik der tschechischen Heimat des Komponisten erzeugt wird. Alles in allem haben wir es mit dem Werk eines begnadeten Künstlers zu tun, das zweifellos seinen Weg über viele Bühnen machen wird.

Dass der Eindruck der «Griechischen Passion» bei der Zürcher Uraufführung ein so starker war, ist zu einem guten Teil auch der hervorragenden musikalischen wie szenischen Wiedergabe zu verdanken. Paul Sacher, der spiritus rector des «Collegium musicum» Basel, ein naher Freund Martinùs', dem er gerade in dessen letzten Lebensjahren besonders eng verbunden war, hat sich mit ebensoviel Sachkenntnis wie liebevoller Hingabe der kostbaren Hinterlassenschaft des Komponisten angenommen und sie zu überzeugender musikalischer Wirkung gebracht. Direktor Herbert Grafs Regie war gekennzeichnet durch meisterhafte Einfühlung in den dramatischen wie den religiösen und menschlichen Gehalt des Werkes. Sie wurde unterstützt von den stimmungsvollen Bühnenbildnern Teo Ottos, in denen uns einzig die zu «materialistisch» gestalteten religiösen Symbole nicht überzeugten. Prachtvoll sangen die vereinigten Chöre der Stadttheater Zürich und Luzern. Unter den Solisten gaben vor allem Glade Peterson (Manolios), Sandra Warfield (Katerina), James Pease (Priester Grigoris) und Heinz Borst (Priester Fotis) eindrucksvolle Leistungen.

Blickt man auf die vergangene Spielzeit des Zürcher Stadttheaters zurück, die erste seit der Berufung des neuen Direktors Dr. Herbert *Graf*, so ist festzustellen, dass Zürich erfreulicherweise endlich auf dem Weg zu der durch hohe Qualitäten ausgezeichneten Oper ist, die wir uns schon lange für die grösste Schweizer Stadt wünschen. Die Juni-Festspiele sollten freilich noch «festlicher» sein. Sie hatten neben der Uraufführung der «Griechischen Passion» kaum bemerkenswertes Neues zu bieten, denn Hans-Werner Henzes Oper «Elegie für junge Liebende», die kurz nach ihrer Uraufführung in Deutschland als Gastspiel der Bayrischen Staatsoper München in Zürich geboten wurde, hat uns weder musikalisch noch textlich überzeugen können. Daneben gab es fast ausschliesslich Reprisen aus dem Repertoire der abgelaufenen Saison, z. T. mit prominenten Gästen. So blieb es für diesmal bei einer Art Zusammenfassung des Geleisteten, was an sich nicht wenig war, denkt man an die überragende Otello-Aufführung, den glänzenden «Rosenkavalier», an «Così fan tutte», «Traviata», «Samson und Dalila» — alles hochqualifizierte Leistungen, die bewiesen, dass die in die neue Leitung gesetzten Hoffnungen nicht vergeblich waren. Und zweifellos wird Zürich es unter solch sicherer Führung in einem andern Jahr auch zu wirklichen Opern-«Festspielen» bringen. -ls.

Man spricht so viel von der Erbsünde, viel seltener von angeborener Güte. Augenscheinlich lässt sich das Verworfene und Abwegige leichter beschreiben, und derbe, gnadenlose Enthüllungen des Bösen in imposanter oder zersetzender Weise gelingen besser als Darstellungen der Güte, die jener Personalwert ist, der keines komplementären Zusatzes bedarf, aber jeden ethischen Wert erhöht. Güte als wohlwollende Anteilnahme, Hilfsbereitschaft aus freier Regung, schenkendes und erwärmendes Verhalten zu den Mitmenschen — das ist der Grundton echter Menschlichkeit. Sie erscheint meist in Begleitung der Heiterkeit, ohne direkt von ihr abhängig zu sein. Es gibt nämlich auch gütige Menschen, die mürrisch sind, ja, ihre Güte schamhaft hinter einer Unhöflichkeit oder einem rauhen Wort verbergen. Güte ist die Unfähigkeit, jemanden zu beneiden, jemanden etwas Böses zu wünschen, sie ist Absage an Ruhmsucht und Rache, und sie ist die Fähigkeit, wo man keine Sympathie empfindet, vorüberzugehen.

Zenta Maurina

Frauliches Wirken

Ein interessanter Weltkongress

Ueber 300 Frauen aus Holland, England, Italien, Kanada, USA und natürlich auch aus allen Ecken Frankreichs versammelten sich im Juni dieses Jahres in Bordeaux, um die Lage der Unternehmerinnen — zu denen sämtliche Delegierte gehörten — zu studieren und zu diskutieren. Dieser Kongress war auf jeden Fall gerechtfertigt durch die immer stärker werdende Beteiligung der Frauen am Wirtschaftsleben der verschiedenen Länder. In den USA hat sich seit 1940 die Zahl der durch Frauen geleiteten Betriebe mehr als verdoppelt. In Frankreich üben die Frauen erfolgreich die Kontrolle über die Hälfte aller Industrie- und Handelsunternehmen aus.

Der Kongress wurde organisiert von der *Association mondiale des femmes chefs d'entreprises*, gegründet von Mme Foinant, Frankreich. Die am wenigsten wichtige Teilnehmerin beschäftigt immerhin 50 Arbeiter, und unter den einflussreichsten war Frau Ahlmann, Deutschland, die 2000 Arbeiter unter sich hat und eine Rheinflotte besitzt. Mme Foinant selber, trotz ihrer 78 Jahre noch sehr aktiv, leitet die Eisenwarengeschäfte Savarin-Foinant, mit Fabriken in Charleville und Hauptsitz in Paris. Während des ersten Weltkrieges war sie für ihren Mann eingesprungen, wurde nach dem Kriege seine Mitarbeiterin und übernahm nach seinem Tode 1928 allein die Leitung der Betriebe. Sie wurde 1945 als erste Frau Mitglied der französischen Handelskammer. In Bordeaux erzählte Mme Foinant von diesem Ereignis mit der ironischen Bemerkung, die Eisenwaren seien durch eine Frau, die Damenschneideratelliers hingegen durch einen Mann vertreten gewesen.

Unter den Kongressteilnehmerinnen leitet z. B. eine Frau einen Betrieb, der sich mit Sondierungen nach Mineralien und Wasser und mit der Beschaffenheit des Bodens befasst, auf dem Paläste, Monumente, Brücken usw. erbaut werden sollen. Eine andere hat seit Jahren die Leitung einer Autopneufabrik in Paris inne, die Tag und Nacht geöffnet ist; ihre 52 Angestellten, die sich mit Reparaturen und Verkauf befassen, schätzen sie sehr, nicht nur wegen ihrer Fachkenntnisse, sondern auch wegen ihres Charmes. Mme Charpentier, Nachfolgerin ihres Mannes in der Leitung eines Bauunternehmens, sagte unter anderem: wir sind alle Unternehmerinnen, keine Suffragetten; wir sind «business women», aber keine wilden Tiere ohne jede Empfindung. Wir bleiben Frauen, Gattinnen und Mütter. Mme Charpentier selbst — Experte an einer Schule für Steinmetze — wird von ihren Kindern und Freunden als ausgezeichnete Köchin gepriesen, und ihr Haus ist ausserordentlich elegant und gepflegt.

Fräulein Elisabeth Tamagnone aus Turin, Initiantin des italienischen Verbandes, leitet seit 1946 die See- und Luftabteilung der Firma «Saima» (Adriatica Spedizioni Internazionali). Sie füllt ihre Stellung mit grossem Erfolg aus und geniesst die Achtung ihrer 110 Angestellten, alles Männer, die ihre ausgeglichene und massvolle Persönlichkeit schätzen. Fräulein Albertina Cei steht seit 16 Jahren an der Spitze der administrativen und kommerziellen Abteilung einer der grössten Fiatagenturen in Turin, geachtet und verehrt; sie ist Sportlerin, betätigt sich in Tennis und Fechten und lenkt ihren Wagen sicherer als viele Männer.

Frau Zamboni Colombo ist als Besitzerin und Leiterin der «Transitalia» ständig auf der Reise; im Moment organisiert sie gerade Luftkreuzfahrten in verschiedene Länder zu reduziertem Preis. Sie spricht verschiedene Sprachen, und ihr Beruf lässt ihr keinen Augenblick der Musse.

Marion Taylor Abbaquano besitzt und führt seit 1947 einen Verlag und verlegt hauptsächlich philosophische, soziologische und psychologische Werke. Marice Lange befasst sich mit der «publicity» der Firma Carpano, Adelaide Fondo ist Bevollmächtigte der Firma Lavazza usw. Man käme zu keinem Ende, wenn man alle aufzählen wollte, die grosse Verantwortung tragen und dies mit Erfolg tun.

Ein interessantes Detail wäre noch zu erwähnen: seit 1956 hat es in keinem von einer Frau geleiteten Betrieb in Frankreich Streiks gegeben, da die Frauen Verständnis zeigen und die gerechten Forderungen ihrer Angestellten zu erfüllen wissen.

Uebrigens war die Dauer der Reden an diesem Kongress auf zwei Minuten beschränkt: niemand hat diese Limite überschritten. loschi

(Uebersetzt von hsg)

80 Jahre Textilfachschule Zürich

Die Textilfachschule Zürich (bis vor 15 Jahren bekannt als Seidenwebschule) lud am 14. und 15. Juli a. c. als Abschluss ihres 80. Schuljahres zu einer besonders sorgfältig vorbereiteten Ausstellung ein. Gut ausgedachte und beachtliche Proben der Schülerarbeiten zeigten die oft komplizierten und minutiösen Vorgänge, die vom Entwurf bis zum fertig ausgerüsteten und bedruckten Stoff nötig sind. Die Seidenraupenzucht — von der Schule zu Demonstrationszwecken unterhalten — wurde an beiden Besuchstagen praktisch ausgewertet: unentwegt warfen zwei Frauen Cocons in heisses Wasser, lösten davon zarteste Seidenfäden und haspelten sie in scheinbar endloser Folge ab. Im Prüflaboratorium und namentlich in der neu erstellten Materialsammlung fesselten dagegen künstliche Fasern und Garne, wie sie in den letzten 15 Jahren von der Chemie erzeugt werden und die Textilindustrie zu ständiger Anpassung und Auseinandersetzung mit neuen Problemen zwingen.

Auch die neuen Automaten im grossen, hellen Maschinenraum veranschaulichten die tiefgreifende Wandlung, der sich die Textilindustrie unterziehen musste. Wahre technische Wunderwerke, mit elektrischen Kontroll- und Steuereinrichtungen versehen, produzieren heute unsere Gewebe, ersetzen einerseits ungezählte Menschenhände, verlangen aber anderseits gebieterisch nach gut geschulten und überlegenen Fachleuten. Sorgfältig ausgebildete Disponenten, Kartenschläger, Webereitechniker und wie sie alle heissen, bieten Gewähr dafür, dass der Maschinenpark eines Betriebes richtig ausgenützt und gut unterhalten wird; die Textilfachschule hat darum an Aktualitätswert gewonnen, hilft sie doch, den Weltruf unserer einheimischen Textilwirtschaft auch in Zukunft zu sichern.

Die jungen Leute werden ihren Ehrgeiz dareinsetzen, dass Muster ihrer Produktion eines Tages Einzug halten in die reichhaltige Textilsammlung der Schule, die an den Besuchstagen offen stand. Die Kollektion verfügt über einen wahren Schatz an interessanten Geweben aus vergangenen Jahrhunderten, wird aber mit Proben und Experimenten allerneuesten Schaffens buchstäblich à jour gehalten und so in lebendige Beziehung mit der praktischen Ausbildung gesetzt. if.

Das Swiss hostel for girls in London

das Heim für junge Schweizerinnen, das im Januar 1958 eröffnet wurde, erfreut sich stets eines regen Zuspruches. Aus dem am 20. Juni 1961 an der Jahresversammlung vorgelegten Berichte der Leiterin, Fräulein Rosie Preiswerk, entnehmen wir folgendes:

Das vergangene Jahr brachte uns eine Rekordzahl von 19 893 (1959: 19 742) Uebernachtungen. Die Zahl der einzelnen Besucherinnen sank auf 1553 (1959: 1654), was aber nichts anderes heissen will, als dass wir mehr langfristige Gäste hatten. Es scheint sich in der Schweiz herumgesprochen zu haben, dass die Au-Pair- oder Mother's-Help-Stellen mit gewissen Risiken verknüpft sind. Deshalb ziehen viele Eltern es vor, den Schulbesuch zu ermöglichen.

Im Berichtsjahr hatten wir wiederum 270 (1959: 273) ausländische Gäste, vorwiegend Deutsche, Französinnen, Italienerinnen und Oesterreicherinnen. Um der Nachfrage schweizerischerseits genügen zu können, müssen wir zu unserm Bedauern in der Aufnahme von Ausländerinnen zurückhalten, freuen uns aber immer, sie zu speziellen Anlässen willkommen zu heissen. Das Weihnachtsfest, zu dem eine Schweizerin drei reizende indische Studentinnen mitbrachte, bleibt uns unvergessen.

Wir haben unserer Bestimmung gemäss auch einzelne finanziell bedrängte Töchter gratis oder zu reduziertem Preise aufgenommen. Im allgemeinen haben wir wenig Töchter, die aus finanziellen Gründen in Not geraten. Die Schwierigkeiten, denen wir hauptsächlich begegnen, liegen auf einer andern Ebene und sind nicht auf Töchter aus einfachen Kreisen beschränkt. Die junge Generation wächst in einer Gesellschaft auf, die alte Wertbegriffe verloren und nicht ersetzt hat. Die Bindungen der Familie sind oft so lose, dass die Kinder nicht wissen, wohin sie gehören. Sie fühlen sich einsam und ungeschützt. Was wir in dieser Beziehung zu hören bekommen, ist ein erschütterndes Kapitel. Kein Wunder, dass die Töchter oft labil und moralisch verwirrt sind. Nach aussen selbstsicher und unabhängig, suchen sie im Grunde Schutz und Führung.

Das Hostel wird etwa mi einer Art «Finishing School» verwechselt. Eltern, die ihren Töchtern nicht mehr Meister werden, wollen uns die ganze Verantwortung auf sie aufbürden und erwarten von uns, dass wir die Verwandlung einer Existentialistin in eine junge Weltdame fertigbringen. Wenn immer möglich, lehnen wir es ab, Töchter unter 18 Jahren aufzunehmen.

Unser Fernsehapparat wird sehr geschätzt. Es ist schwierig, zu beurteilen, ob das Fernsehen dazu beiträgt, die Töchter mehr ans Haus zu binden und ihre Englischkenntnisse zu erweitern. Tatsache ist, dass der Fernsehraum nie mehr besetzt ist, als wenn ein Wildwestfilm auf dem Programm steht!

Die von uns veranstalteten Vorträge waren weniger gut besucht als in den vorangegangenen Jahren. Ist das eine Folge des Fernsehens oder Mangel an Interesse und allgemeine Apathie? Leider machen nur wenige unserer Töchter Anstrengungen, ihren kulturellen Horizont zu erweitern und noch weniger sind von wirklich wesentlichen und letzten Fragen umgetrieben.

Badetaschen usw. KADY BOUTIQUE

KADY Gesellschaftsschule Ecole de Savoir-vivre
Kursbeginn: 15. Sept., 3. Okt. und 26. Jan. 1962
für Damen, Herren und Ehepaare

Protokoll - Telephon - Auskunftsdienst KADY SERVICES

Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Rennweg-Lindenhof Zürich 1

Sonderseite zu Schweizer Frauenblatt, Freitag, 4. August 1961 Nr. 28/108

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Herausgegeben von der deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung
Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen
(World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

Immer das gleiche Thema

höchst langweilig sagen uns die andern, aber zutiefst notwendig sagen wir

Der Alkoholismus: ein Rauschgift wie ein anderes

(BSF) Zunächst betrachtete man den Alkoholismus wie ein Laster, eine Art Perversität. Dank einer objektiveren Beurteilung gelangte man dann aber dazu, ihn als Krankheit anzuerkennen.

Heute müssen wir zugeben, dass wir es tatsächlich mit einer Krankheit zu tun haben; der Alkoholismus weist sehr ausgeprägte Besonderheiten auf, so dass er den klassischen Rauschgiftsüchten (Opiomanie, Kokainomanie) zuzurechnen ist.

Eine erste Feststellung drängt sich auf: **während die Wissenschaft der Gegenwart den Rückgang fast aller Krankheiten bewirken oder doch mindestens deren Ausdehnung begrenzen konnte, nimmt der Alkoholismus ständig zu und zwar mit einer beängstigenden Intensität.** Vom soziologischen Standpunkt aus bedeutet das bereits eine Folgerung: diese Geissel — denn es ist eine — enthält in sich selbst einen Keim nicht nur der Selbsterhaltung, sondern der Entwicklung.

Man versteht ohne weiteres, wieso der Alkohol der Verursacher einer wirklichen Vergiftung ist oder werden kann, wenn man ihn ganz einfach und objektiv auf seine pharmakologische Zusammensetzung hin prüft. Tatsächlich ist er ein Narkotikum, das ein Wohlgefühl hervorruft: er entspannt und der übermüdete und erschöpfte Mensch wird gesellig und lebhaft. Diese Phase von Wohlbehagen und leichter Angeregtheit wird bei genügender Kontrolle des Alkoholgenusses abgelöst von einer angenehmen Unempfindlichkeit, die zum wieder gutmachenden Schlafe führt.

Wird man sich aber bewusst, dass diese Anregung und dieses Wohlbehagen von einer im Grunde verbotenen Unempfindlichkeit höherer Lebenszentren herrühren, begreift man sofort und ohne Schwierigkeit, dass daraus eine Verminderung der Persönlichkeit entsteht.

Es stellt sich also ein wirklicher Rückschritt ein, verbunden mit einer Euphorie, die die Selbstbeurteilung unwiederbringlich aufhebt.

Wenn vom sozialen Standpunkt aus ein Betäubungsmittel irgendeiner Art eine genaue und sogar nützliche Funktion ausüben kann, ist es anderseits klar, dass es eine Fessel wird vom Augenblick an, wo dessen Einnahme gewisse Grenzen überschreitet. Dies war in China der Fall, als nach dem Abkommen von Nanking die Grenzen des Grossen Kaiserreiches dem Opium aus Indien geöffnet wurden. **Dies ist auch in Europa zu gewärtigen, wo die Herstellung und der Vertrieb von Alkohol erschreckende Ausmasse annimmt.**

Muss daran erinnert werden, dass die eidgenössischen Behörden mit einer Hand eine Million Franken ausgeben, um den Absatz alkoholischer Getränke des Inlandes zu erleichtern, während sie mit der andern Hand ganze 10 000 Franken dem Sekretariat gegen den Alkoholismus schenkt?

Uebernimmt man die Definition der Rauschgiftsucht, wie sie von der Weltgesundheitsorganisation aufgestellt worden ist, kann man nicht umhin, zuzugeben, dass der Alkoholismus als nichts anderes denn eine Form derselben anzusehen ist.

Zwischen der normalen Konsumation von alkoholischen Getränken und dem ausgesprochenen Alkoholismus besteht ein gewisser Spielraum, der aber sehr leicht überschritten werden kann. Es ist Aufgabe des Volkes wie verschiedener Organisationen, denen die Volksgesundheit am Herzen liegt, eine kräftige Propaganda für vorbeugende Massnahmen zu unternehmen.

All dies ist aber rein gar nichts, wenn man nicht über die nötige gesetzliche Handhabe verfügt, die erlaubt, den Alkoholiker selbst gegen seinen Willen zu behandeln: während nämlich im allgemeinen jeder Kranke die Gesundung sucht und wünscht, macht sich der zur Selbstkritik unfähige Alkoholiker nicht klar, in welcher Lage er sich tatsächlich befindet; er sucht im Arzt weit mehr einen ihn entschuldigenden und freisprechenden Komplizen.

Als Basis jeder therapeutischen Behandlung des Alkoholismus muss deshalb eine Gesetzgebung geschaffen werden, die zur Ergreifung einer Reihe von Massnahmen berechtigt. Dies ist der Fall im Kanton Waadt. Es steht zu wünschen, dass in bisher jeder solchen Gesetzgebung abgeneigten Kantonen die weibliche Wählerschaft, wie sie heute bereits in Genf und Neuenburg — und hoffentlich bald auch in der übrigen Schweiz — mitwirken kann, den Erlass der unbedingt nötigen gesetzlichen Bestimmungen herbeiführen wird.

Prof. Dr. M. H. Thélin

Wer ist Alkoholiker?

In der Abteilung «Der kranke Mensch» der HYSPA ist auch eine Gruppe dem Alkoholismus gewidmet. «Wer ist Alkoholiker?», so lautet die Ueberschrift einer Grosstafel, auf welcher dazu die folgende Antwort gegeben wird: «Jeder übermässige Gelegenheits- oder Gewohnheitstrinker, wenn seine Abhängigkeit vom Alkohol eine oder mehrere der folgenden Störungen hervorruft: soziale Anpassungsschwierigkeiten, Störungen der mitmenschlichen Beziehungen, wirtschaftliche Leistungseinbusse, körperliche, charakterliche oder intellektuelle Gesundheitsschädigung.»

Am gleichen Orte findet der Beschauer darüber folgende Aufklärung: «Alkoholismus ist eine heilbare Krankheit; daher keine Strafe, sondern Fürsorge und Behandlung!»

Wie kommt es zum chronischen Alkoholismus? Die HYSPA antwortete darauf kurz und bündig: «Seine Ursachen sind seelische Konflikte, soziale Schwierigkeiten, unsere Trinksitten.» SAS

Betreute Alkoholiker in der Schweiz

Zum erstenmal hat das Statistische Jahrbuch der Schweiz Angaben über die Fürsorgestellen für Alkoholkranke veröffentlicht. An der Statistik beteiligten sich 88 Fürsorgestellen, welche Zahl ungefähr dreiviertel aller haupt- und nebenamtlichen Fürsorgestellen der Schweiz umfasst. Die dabei gefundene Zahl von 26 314 Betreuungsaufnahmen in den Jahren 1951 bis 1958 ist also etwas kleiner als die wirkliche Zahl aller betreuten Alkoholismusfälle. Vor allem entgehen weit mehr als die Hälfte der Alkoholkranken jeder fürsorgerischen Betreuung oder ärztlichen Behandlung, zum Teil schon infolge des Fehlens von Fürsorgestellen in ausgedehnten Gebieten der Schweiz. — Von den rund 26 300 Betreuungsfällen betreffen 2070, d. h. rund 8 Prozent, das weibliche Geschlecht.

Wie gross die Zahl aller in unserem Lande unter der Trunksucht von Vater oder Mutter leidenden Kinder im ganzen sein muss, ergib, sich daraus, dass die Zahl der Kinder bei den erfassten Fällen 34 876 erreicht; davon waren 23 817 minderjährig. SAS

Es kommt eben aufs «Masshalten» an

denkt und sagt man etwa, und das mag für den einzelnen unter Umständen auch richtig sein. Aber wir stehen ja vor einer wachsenden Alkoholnot und haben sie um unseres Volkes und der Kinder, und der Zukunft willen einzudämmen, und da Prohibition nicht in Frage kommt, bleibt vor allem Erziehung übrig, Erziehung zu jenem Widerstand, der die Menschen vor einer allgegenwärtigen Verführung feien und vor dem Abhängigwerden bewahren soll. Eine grosse Erziehungsaufgabe fürwahr! Und es sind ihrer nicht zuviele, die sie sehen, geschweige denn, anpacken. Und doch müssen wir sie lösen, wenn wir an die Zukunft glauben wollen! Es gilt vor allem, die vielen Schwächeren, die nach ein wenig Erlebnis, Glück und Abenteuer dürsten, davor zu bewahren, *dass sie durch die tausendfachen Verführungskünste der Gesellschaft und des Handels abhängig werden.* Diese Schwächeren sind ja keineswegs die wertloseren, oft sind sie gerade besonders wertvolle Menschen, weil in ihnen eine grosse Feinfühligkeit und Hingabefähigkeit vorhanden ist, wozu oft noch hohe Begabung kommt.

Es mag verblüffend und widersinnig scheinen, aber es ist so, dass gerade die Mässigen zum Trinken verführen, besonders wenn der Neuling sie an Menschen erlebt, die ihm Achtung einflössen. Man macht sich selten genug klar, wie sehr wir Menschen unser Verhalten nach Vorbildern richten, meistens ohne uns viel dabei zu denken. Man kann kein Churchill sein, aber wie er rauchen. Man kann nicht Professor X oder Politiker Y sein, aber wie sie trinken. Die Art, wie ein Angesehener trinkt oder spuckt, wird ihm «getreulich abgeguckt». Der Trugschluss, dass das «Wahrzeichen» der Prominenz auch Hilfsmittel zu ihr sei, ist nur allzubegreiflich. Wenn Aerzte, Lehrer, Pfarrer, Richter, Ratsherren, Künstler und Wissenschaftler, die man kennt, also Leute die durch ihre Leistungen, ihre Bildung und ihr Ansehen Eindruck machen, und die Umwelt durch ihre schöpferische Persönlichkeit bereichern und beglücken — wenn sie, wie man so «sinnig» sagt, «einen guten Tropfen» und ein «Gläschen in Ehren» nicht verachten, wie kann man es dann dem einfachen Bürger und noch weniger dem Jugendlichen verargen, wenn er dasselbe tut? Ihr Beispiel ist eben mehr als eine gute Entschuldigung, es ist ein triftiger Grund zur Nachahmung, und es sind gerade das Ansehn und der hohe Bildungsstand, was verführt. Vom Angesehenen aus mag das Beispiel der Mässigkeit gut gemeint sein, und ist es sicher auch in der Regel. Er hat sich «in der Hand» und überschreitet nicht die Grenzen. Damit ist allerdings die Tatsache, dass es (in dieser Hinsicht) ungeheuer viele Schwache gibt, nicht aus der Welt geschafft, und für die Schwachen ist das Beispiel der Mässigkeit ein giftiger Köder.

Das heisst nicht, dass nun von allen Höhergestellten Abstinenz verlangt werde. Der Wert ihrer Lebensleistung besteht unabhängig von ihrem Verhalten zum Alkohol. Und manchem wäre mit konsequenter Enthaltsamkeit zuviel zugemutet. Wir dürfen Goethe nicht minder ehren und lesen, weil er Wein trank, oder andere Grosse verachten, weil sie sich gar manchmal betranken. Gewiss wäre die Wirkung ungeheuer und die ganze Macht der Alkoholreklame würde wie ein Kartenhaus zusammensinken, wenn auch nur die Mehrzahl der Angesehenen, der Aerzte, Lehrer, und Ratsherren vor allem, es fertig brächte, fröhliche, klare Abstinenten zu sein, sieht man doch immer wieder, wie nur schon das Beispiel einer einzelnen, hochangesehenen Persönlichkeit eine unerhört weitreichende, segensreiche Wirkung haben kann. Kein Zweifel: Alkoholabhängigkeit wird dann am wirksamsten angegangen, wenn die geistige Elite ihre Aufgabe erkennt. Verlangen kann man das nicht; aber es ist sicher nicht unbillig zu erwarten, dass der Prominente kraft seiner grösseren Intelligenz, die man ihm wohl zubilligen muss, die Frage der Mässigkeit weiterdenke und sich seiner Verantwortung gegenüber den Mitmenschen bewusst werde. Es käme darauf an, dass die hochangesehene Persönlichkeit ihre Schwäche (in diesem Punkt) ihre (wenn auch mässige) Alkoholabhängigkeit ruhig zugibt, und besonders der Jugend jederzeit ein anderes Verhalten empfiehlt. Wenn er meint, er «könne» das nicht, so täuscht er sich. Eine Schwäche zugeben können, ist ja gerade ein Kennzeichen und Vorrecht der Prominenz; man erkennt daran, dass diese echt ist.

Das wäre eine Seite der «Mässigkeit», welche zu wenig gesehen wird.

Aus: «Ein Gläschen in Ehren» — Ein Wort über Mässigkeit von Dr. Ralph Bircher, Erlenbach-Zürich.

«Gfreuts und Ungfreuts»

Ein bestimmtes «Nein, danke» wäre am Platz gewesen!

Ende Mai tagten in Lausanne rund 300 Delegierte des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs. Am Samstag besuchten sie, vor den Verhandlungen, die schöne gotische Kathedrale. Am Sonntag aber war der unterhaltende Teil von weniger hohem geistigen Niveau: der Lausanner Stadtrat hatte den Frauen, in Verbindung mit einem Ausflug, eine «visite de cave», den Besuch eines Weinkellers, offeriert. Und so stiegen die Frauen nicht in die Höhe, sondern ... hinunter in einen der Weinkeller, wie man sie in welschen Rebbaugebieten zahlreich antrifft und die schon manchem Weinbauern zum Verhängnis geworden sind. Wie ein welscher Landarzt, Dr. med. Francken, festgestellt hat, ertönen seit einigen Jahren aus solchen Weinkellern spätabends immer mehr auch die Stimmen betrunkener Frauen.

Sicher waren manche dieser Delegierten des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs in ihrem Innersten etwas gekränkt darob, dass die Lausanner Stadtväter sie nicht einer Zerstreuung von höherem geistigen Niveau für würdig erachtet hatten. Die Gegend am Genfersee ist reich an Naturschönheiten, an historischen Denkmälern und an kulturellen Werten und hätte so ganz andere geistige Genüsse zu bieten, als ... die alkoholgeschwängerte Atmosphäre eines Weinkellers.

Die Delegierten des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs hätten dem Lausanner Stadtrat eine verdiente Lektion erteilt, wenn sie die offerierte Zerstreuung höflich, aber bestimmt abgelehnt hätten. Vielleicht hätte dies sogar den Lausanner Stadtvätern Eindruck gemacht! Jedenfalls aber hätten die Frauen den Beifall weitester Kreise für sich gehabt.

Durch ihr «Nein» hätten die Delegierten des Schweizerischen Frauen-Alpenclubs gezeigt, dass sie eine Elite darstellen, welche sich weigert, männliche Trinksitten nachzuahmen, die nicht mehr ins Zeitalter des Sports und des motorisierten Strassenverkehrs hineinpassen. I. S.

Mit einem frohen «Ja, gern»

haben die vielen Frauen zum herrlichen Traubensaft, zum Gespritzten und zum Süssmost gegriffen, der ihnen anlässlich der Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine von den Churerinnen geboten wurde. Gediegene, zeitgemässe Gastfreundschaft, wie sie heute, ganz besonders in Frauenkreisen, selbstverständlich sein sollte.

Wir danken herzlich dafür. J. V. M.

Die Vereinigung aargauischer Sozialarbeitender hatte zu einer Arbeitstagung über das Wochenende auf den Rügel eingeladen. Die Veranstaltung stiess auf grosses Interesse aus allen Gebieten der Fürsorge, fanden sich doch haupt- und nebenberufliche Mitarbeiter öffentlicher sowie privater Institutionen zusammen. In Anbetracht, dass sich sämtliche Sparten der Fürsorge immer wieder mit dem Alkoholismus und seinen unangenehmen Begleiterscheinungen auseinandersetzen müssen, wurde das Problem aus medizinischer, sozialer und rechtlicher Sicht behandelt. In der heutigen wirtschaftlichen Prosperität zeichnen sich veränderte Sitten ab, die allen Fürsorgestellen neue Aufgaben bereiten. **Durch gemeinsame Anstrengungen aller Gutgesinnten und Verantwortungsbewussten muss den drohenden Suchtgefahren mit Aufklärung auf breiterer Basis aber auch sinnvoller Gesetzgebung vorbeugend und helfend begegnet werden.** Insbesondere wurde vorgesehen, in Verbindung mit Behörden, Amtsstellen, Aerzten, Pfarrern, Erziehern, Fürsorgeinstitutionen, kulturellen und wirtschaftlichen Organisationen die angebahnten Kontakte zu vertiefen und die Zusammenarbeit durch Kurse oder gemeinsame Veranstaltungen zu fördern. -de

Der Alkoholismus und seine sozialen Folgen

Ein von der Fraktion der CDU gestellter Antrag auf Bekämpfung der Suchtgefahren führte in der Plenarsitzung vom 1. Juni 1960 zu einer Aussprache von hohem Niveau. Sie ergab eine völlig interfraktionelle Uebereinstimmung über die sozialen Konsequenzen des Alkoholmissbrauches. Denn der Begriff Suchtgefahren, der an sich auch den Missbrauch des Morphiums und den bedenklich anschwellenden Medikamentenverbrauch einschliesst, war bewusst auf den Alkoholismus reduziert worden. Diese ohne Lautstärke gewissermassen im Kammerspielton, dafür aber mit um so grösserer Sachkenntis geführte Aussprache bringen wir mit nur unwesentlichen Kürzungen im Wortlaut.

Die Ausführungen beider Rednerinnen — frei von jeder peinlichen dogmatischen Enge — liessen Gefahren deutlich werden, über die sich die breite Oeffentlichkeit nicht immer hinreichend klar zu sein scheint. Im Sozialpolitischen Ausschuss des Landtags wird über Vielfalt und Wirksamkeit der zu ergreifenden Massnahmen gegen die wachsenden Suchtgefahren beraten werden.

Ottilie Hoffmann

(Schluss)

XXIV.

Ein Leben lang wollte Ottilie Hoffmann den Mühseligen und Beladenen dienen in ernster Pflichterfüllung, und die Quellen der Kraft und der Erfolge, die sie immer als ein Zeichen von Gottes Güte ansah, lagen in ihrer tiefen Religiosität. Aber sie hatte als Idealistin auch den festen Glauben an das Gute und Edle im Menschen. — Als echte Hanseatin war sie bedächtig, doch war ihr zur rechten Zeit ein entschlossener Wagemut zu eigen. Alle ihre heute noch lebenswichtigen Gründungen zeugen von ihrem Weitblick. Sie besass die Zivilcourage, gegen den Strom zu schwimmen, jede Feigheit lag ihr fern. Sie hatte einen unbestechlichen Gerechtigkeitssinn, dann musste sie auch Gerechtigkeit für die Frau fordern, deren Los als Berufstätige sie zu bessern trachtete, wie auch damals für die Arbeiterschaft, und es ist bezeichnend, dass oft Arbeiter sie mit zum Bahnhof geleiteten, wenn sie zu einem Kongress fuhr. — Sie besass eine tiefe Heimatliebe, stolz auf ihr Deutschtum, wenn gleich sie sich stets dankbar der Freunde in England erinnerte. «Meine liebe Lady Carlisle sagte ...» war bei ihr eine feststehende Redewendung. Ihr Wahlspruch war: Einer trage des andern Last. Sie verstand und verzieh menschliche Verfehlungen. Selbstlos ertrug sie den Kummer, wenn Freunde ihre Idee nicht verstanden und sich von ihr abwandten oder — was noch mehr schmerzte — sie auslachten und nicht zuhören wollten, wenn sie frei ihre Meinung sagte. — Obwohl «Frauenrechtlerin», war das Mütterliche und Fraulliche der Hauptzug ihres Wesens; immer wieder betonte sie, dass die Temperenzbewegung nichts anderes als «organisierte Mutterliebe» sei. — Sie war ihren Mitarbeiterinnen ein gütige, stärkende, alles belebende Führerin. In ihrer bescheidenen Art liess sie sie gerne teilhaben an dem Dank, der ihr galt, und Ottilie Hoffmann ehren, hiess nach ihrem Tode ihr Werk nicht nur fortsetzen, sondern ausweiten und vertiefen. Das hat der Deutsche Frauenbund für alkoholfreie Kultur versucht.

XXV.

Aus der Fülle der Arbeit nur drei Daten: 1936 das Friesenhaus des Frauenbundes auf der Olympiade in Berlin zur Verpflegung der internationalen Sportlerinnen, 1942 Erwerb des schönen Kurhotels «Irene» auf Borkum, des beliebten Tagungshauses und Hotels mit Kneipp-Sanatorium, 1956 der Kongress des Weltbundes christlicher abstinenter Frauen, die Convention in Bremen, wo sich 1500 gleichgesinnte Frauen aus 42 Nationen im ehrwürdigen Rathaus und in der Glocke begegneten. — Heute — nach Krieg und Zerstörung fast aller alten Häuser — hat die Bremer Ortsgruppe wieder 10 neue alkoholfreie Gaststätten. Alle schuf Ottiliens Nachfolgerin Anna Klara Fischer mit einer treuen Gefolgschaft. Seit 1935 ist sie auch als Bundesvorsitzende unermüdlich für alle deutschen Ortsgruppen tätig und ist besorgt, dass der Frauenbund die aufklärende und vorbeugende Arbeit im Sinne seiner Begründerin fortsetzt, wo es um Volkswohlfahrt, schöpferische Freizeit, Volksgesundheit und Jugendschutz geht. Es werden Tagungen und Jugendlager veranstaltet, Schriften und Flugblätter herausgegeben, Vortrags- und gesellige Abende veranstaltet und Filme gezeigt, die besonders für den alkoholfreien Strassenverkehr werben. Behutsam werden die internationalen Verbindungen gepflegt, und Anna Klara Fischer wurde zur zweiten Vizepräsidentin des Weltbundes gewählt.

Ottilie Hoffmanns Leben und Wirken bleibt unvergessen; denn «hoch über des Alltags Getriebe und dem Feilschen der wirtschaftlichen Welt strahlen klar udn rein die Sterne, zu denen sie unsern Blick lenkte, und hellauf lodert das Feuer, das sie geweckt hat.»

Wie Frauen leben und lebten

Es gibt Dinge, die endgültig vorbei sind, die niemals wiederkehren, gute Dinge und schlechte Dinge, solche, die wir bedauern und andere, bei deren Verlust wir erleichtert aufatmen. Der Strom der Zeit drängt unaufhaltsam vorwärts, an seinen Ufern liegen und vermodern die Ueberbleibsel vergangener Welten, und ein geschickter Geschichtsphilosoph könnte mit Leichtigkeit an Hand dieser Ueberbleibsel die alten Zeiten rekonstruieren. Wozu? Spielereien!

Auch im Leben der Frau hat sich Grundlegendes geändert. Sie steht nicht mehr auf ihrem Piedestal, umgeben von Minnesängern, thront nicht mehr als Porzellanfigur auf dem Rokokotischchen, sie wartet nicht mehr stickend und bleichsüchtig hinter dem Ofen auf den Mann, den ihr die Eltern auswählen ... Die Glaswand zwischen ihr und der Welt ist zerbrochen, sie hat sich aus einem literarischen Wesen in eines aus Fleisch und Blut verwandelt, ist ein lebendiger Mensch geworden mit Händen, denen erlaubt ist, schmutzig zu werden, mit einem eigenen Willen und einer selbständigen Persönlichkeit.

Ohne Zweifel: ihr Leben ist schwerer geworden, sie muss Probleme zu lösen versuchen, die sie früher kaum vom Hörensagen kannte, ihr Haus ist umbraust von Stürmen und oft vom Untergang bedroht. Und doch wartet ihrer eine neue Zukunft, eine Welt, die alle ihre Kräfte beansprucht, die sie braucht und die ohne ihren tapferen und ganzen Einsatz nicht wird bestehen können. Frau sein ist ein Privileg, heute mehr als je, wir sind die Zukunft und die Zukunft ist unser. *RST*

Eine Hebamme in den Bergen

Sie ist klein, zierlich und beweglich; ihre Augen haben den dunklen Blick eines Vogels, aber ihre Hände greifen fest zu, und was darin ruht, hat es gut. Ihr Name tut nichts zur Sache, nennen wir sie Frau M.; ihr Beruf ist der einer privaten Hebamme.

Frau M. ist in den Bergen zuhaus. Ihr Arbeitsgebiet reicht weit. Oft muss sie in die entlegendsten Täler fahren, in Dörfer, die mit dem Auto nicht mehr erreichbar sind. Diese Frau M., was ist sie für eine prächtige Frau! Sie hat sich ein kleines Auto erspart, darin fährt sie ganz allein bei Tag und bei Nacht in den Bergen herum. Sie fürchtet sich nicht. Wenn man sie fragt, ob sie nicht gut daran täte, einen braven Hund neben sich zu haben, so antwortet sie: ein Hund sei gewiss gut, aber Schnauze, Pfoten und Fell des Hundes seien wenig hygienisch. Ihr Beruf verlange peinliche Sauberkeit; darum fahre sie lieber allein.

Um eine Geburt vorzubereiten, schaut Frau M. vorher Haus und Wöchnerin an. Sieht sie, dass das Kind innig erwünscht ist und mit Freude erwartet wird, so ist sie recht erleichtert und freut sich auch. Sie kontrolliert, ob für das Kind Vorsorge getroffen ist —, ob Bettstatt, Windeln, Jäckchen und Hemdchen in reichlicher Anzahl vorhanden sind und die Mutter das Haushalten, Waschen und Kochen versteht.

Ist eine Wöchnerin allein, der Mann auf Arbeit an fremder Dienststelle und auch sonst niemand zur Hand, so muss die Mutter sich nicht länger fürchten. Schon ist Frau M. an ihrer Seite, alle Angst kann besprochen, für alle Not ein Rat gefunden werden. Frau M. ist stolz auf ihre Verantwortung, die sie eine «schöne» Verantwortung nennt. Sie übernimmt einen Teil der Fürsorgearbeit, geht ohne Unterschied zu reichen und armen Müttern, ist überall da, wo ihre Hilfe gebraucht wird. Oft bittet sie bei den Reichen um Wäsche für einen armen Säugling oder um Geld für dies und das; manche Babyausstattung schaffte sie herbei. Sie berät die Mütter, schaut nach erkrankten Säuglingen, macht Spritzen und gibt acht, dass die Ernährung des Neugeborenen richtig ist.

Wo eine Geburt stattfindet, ist Wärme not. Warmes Wasser wird gebraucht, und wenn der Tag kalt ist, muss Feuer im Ofen sein. Eines Morgens im Spätherbst wird Frau M. zu einem Lager von «Heimatlosen» gerufen, die zwar keine Zigeuner, aber in der Lebenshaltung mit ihnen verwandt und ebenso unstet sind. Fünf Wohnwagen mit drei Familien waren kürzlich am Flussufer aufgetaucht und standen unter jungen Weidenbäumen kläglich im kalten Regen. Die mageren Pferde waren ausgespannt, und neben ihnen, unschlüssig und frierend, standen die Männer.

Als Frau M. aus dem Auto stieg, stürzte ihr eine Meute Hunde kläffend entgegen, aber die Männer riefen sie zurück. Frau M. wurde zur Wöchnerin geführt, die in einem Wagen lag; sie sah gleich, dass ein Arzt nötig war und schickte einen der Männer nach ihm aus. Frau M. hatte in einer Schachtel allerlei mitgebracht — Leintücher, die sie ihrer Mutter heimlich aus dem Kasten genommen hatte, und Säuglingswäsche, von der sie immer einen Vorrat besass. Als der Doktor kam, fand er den armseligen Wagen zur Klinik hergerichtet: Türlücken und Löcher in den Wänden waren mit Papier verstopft, die Wände mit frischen Leintüchern verhängt, ein Tisch sauber gedeckt, damit das medizinische Besteck darauf ausgelegt werden konnte. Mit zwei Stühlen war die Wöchnerin in die richtige Lage gebracht, ein Korb als Bett für das Kind gerichtet, Wäsche bereitgelegt und eine Lampe über dem Tisch entzündet. Vor dem Wagen im Regen aber brannte ein mächtiges Feuer, über dem in einem Kessel Wasser kochte.

Als die «Heimatlosen» Frau M. so um eine ihrer Frauen besorgt sahen, schwand ihr Misstrauen; nun halfen alle: die Männer, indem sie trotz des strömenden Regens das Feuer in Brand hielten, die Frauen, indem sie das siedende Wasser schützten. Als das Kind geboren war, konnte Frau M. es baden und Mutter und Kind in warme Tücher hüllen.

Die Grossmutter, die wie eine echte Zigeunerin aussah, streckte Frau M. eine Handvoll Geldscheine entgegen und rief: «Hier ist Geld!» Soviel Stolz besass sie! Aber Frau M. lächelte und sagte, dass es mit der Bezahlung nicht eile, denn sie käme jetzt alle Tage wieder, bis es Mutter und Kind wohl erginge. Das tat sie auch treulich; und die drei Familien halfen ihr bei aller Arbeit und freuten sich mit ihr an dem Neugeborenen. Frau M.'s Mutter aber schüttelt noch heute den Kopf über das unerklärliche Verschwinden gewisser Leintücher.

Es war Winter, als man Frau M. in ein hochgelegenes Bergdorf rief. Da war kein Doktor zur Hilfe, und der Schnee fiel dicht. So weit es möglich war, fuhr Frau M. mit dem Auto die Poststrasse hinauf; dann ging sie mit dem Bauern zu Fuss weiter. Der Schnee lag gut einen halben Meter hoch und sie hatte nur zierliche Gummistiefel und musste, um vorwärts zu kommen, in die Fusstapfen treten, die der Mann mit seinen grossen Schuhen in den Schnee gedrückt hatte. Drei Stunden stiegen sie bergan; sie war vom Schweiss nass und am Rande ihrer Kräfte.

So erreichte sie endlich das Haus der Wöchnerin, die vorzeitig in die Wehen gekommen war. Nichts war gerichtet, in der Kammer war es kalt, kein Feuer brannte im Ofen, in der Küche war das Herdfeuer erloschen. Da musste erst der Ofen geheizt, ein Feuer im Herd angezündet, der Wasserkessel aufgesetzt werden und alles, was mit der Wöchnerin und Geburt in Berührung kam, sauber mit Leinen abgedeckt werden. Als das Kind geboren war, badete Frau M. es in der Küche und legte es in eine Apfelkiste aus rohem Tannenholz, die sie weich ausgepolstert und mit warmen Tüchern ausgelegt hatte.

Und so schlafen noch viele Kinder in fernen Tälern und Bergdörfern in einer elenden Tannenholzkiste — aber wenn sie gesund sind und rote Backen haben, gross und kräftig werden und das Denken auch nicht vergessen, werden sie dafür sorgen, dass aus der Kiste ein gutes, festes Kinderbett wird. Dann hat ja wohl die schlimmste Not ein Ende, denn wenn kein Kind mehr an der Kälte liegt und hungert, ist auch die Hütte warm, und die Eltern sind satt. *J. M.*

Prärie-Reporterin

Cora Hinds Karriere war ungewöhnlich und reich an Höhepunkten. Als landwirtschaftliche Redaktorin der einflussreichen «Winnipeg Free Press», der grössten Zeitung der kanadischen Prärie, war sie eine weithin bekannte Persönlichkeit. In einem bemerkenswerten Buch ist die Geschichte ihres Lebens verewigt.

Als Neunzehnjährige kam Cora Hind Anno 1870 nach Winnipeg, zu einer Zeit, als noch die Ochsenkarren über die holprigen Wege der heutigen Prärie-Metropole fuhren. Sie versuchte eine Anstellung als Reporterin zu erlangen, doch da es für Mädchen damals nicht üblich war, für Zeitungen zu arbeiten, wurde ihr Angebot abgewiesen. Cora liess sich aber dadurch nicht in ihren Zukunftsträumen beirren. Sie nahm verschiedene Bürostellen an — und im Jahre 1901 lachte ihr endlich das Glück: eine Stelle bei der «Winnipeg Free Press». Vierzig Jahre lang blieb sie im Dienst dieser grossen Zeitung und bekleidete (wie sie zu sagen pflegte) «vierzig Jahre jene Position, aus die sie zwanzig Jahre gewartet hatte ...»

Mit der ihr eigenen Gründlichkeit hatte sie das Farmwesen des Westens studiert und als sie schliesslich die sehr wichtige Position als landwirtschaftliche Redaktorin einnahm, erregte die Richtigkeit ihrer Erntevoraussagen, deren Genauigkeit oft 99 Prozent betrug, wahrhaft internationales Aufsehen.

Auf ihren weiten Reisen gewann Cora Hind die Freundschaft vieler einsamer Farmersfrauen, denen sie mit Rat und Tat beistand. War es da verwunderlich, dass sich bald Legenden um ihre Person rankten?

Sie, die grosse Freundin der Farmersfrauen, für die sie immer mit allen ihren Kräften eintrat, wurde mit zunehmendem Alter immer häufiger mit den verschiedenartigsten Ehren bedacht. Einmal, bei einer Viehausstellung, musste sie 26 Schafe als Gabe annehmen. Ein anderes Mal überreichte ihr Kanadas Landwirtschaftsminister Dr. Tolmie eine Börse mit 1300 Dollars: eine Gabe der Präriefarmer. Er sagte:

«Unter jenen, deren Name für immer mit dem Fortschritt der Landwirtschaft des Westens verbunden ist, wird der Ihre in hervorragender Weise aufleuchten!»

Und er sagte es, unter dem tosenden Beifall Hunderter, sonngebräunter Farmer, die Cora Hind als ihre Helferin und als Verteidigerin ihrer Interessen kannten. Sie erlebte die guten und die schlechten Zeiten der Präriefarmer, sie hoffte und litt mit ihnen.

Als Cora Hind nach England fuhr, um die britische Regierung zu bewegen, das ungerechte Einfuhrverbot für kanadische Rinder aufzuheben, das vierzig Jahre in Kraft war, gelang ihr, was keinem Gesandten und Minister ihres Landes geglückt war! Diese Tat hat sie immer als grössten Erfolg ihres Lebens bezeichnet. Gross war der Segen, welche diese Aktion den kanadischen Farmern brachte. — Wie sie das erreicht hatte? Durch Vorsprachen bei Ministern, durch Zeitungsartikel in England und dank einer Kenntnis der Lage, die von niemandem übertroffen wurde.

Im Jahre 1942 legte Cora Hind die Feder für immer nieder. Doch die grosse Reporterin der kanadischen Prärie ist heute noch unvergessen — und wird es wohl lange noch bleiben!

Walter Jelen, Kanada

Die Frau, der Nietzsche einen Heiratsantrag machte

Die in St. Petersburg vor 100 Jahren (am 12. Februar 1861) geborene deutsche Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé, Tochter eines russischen Generals französischer Abstammung und einer deutschen Mutter, ist nicht nur durch ihre eigenen literarischen Werke — über «Ibsens Frauengestalten», über Nietzsches Werke, über Rilke und Siegmund Freud — und durch ihre Romane in die Geistesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts eingegangen, sie wird vor allem der heutigen und der künftigen Generation als eine Muse par excellence vor Augen stehen, als «die grosse Versteherin», wie Freud sie nannte, die Dichter und Philosophen, Wissenschaftler und Künstler zu den genialsten Schöpfungen anregte und durch ihre Persönlichkeit eine unbeschreibliche Faszination auf alle geistigen Menschen ausübte, mit denen sie in Berührung kam. Lou Andréas-Salomé, die 76jährig in Göttingen am 5. Februar 1937 starb, hat in ihren letzten Lebensjahren in ihrem «Lebensrückblick» jene bedeutungsvolle Begegnung mit Nietzsche im Jahre 1882 dargestellt, als der grosse Denker scheu und doch leidenschaftlich um sie warb und durch ihre Absage an den Rand des Selbstmordes getrieben wurde. Wir lesen in diesem Buche das ergreifende Bekenntnis ihrer Liebe zu Rilke, die der lebenslangen Freundschaft vorangegangen ist. Der Reichtum ihrer Begegnungen mit den schöpferischen Kräften ihrer Zeit ist gross: Das Berlin des jungen Gerhart Hauptmann und der Naturalisten, das Pariser Kunst- und Künstlerleben, der Wiener Dichterkreis um Schnitzler und Hofmannsthal, das geistige München in der Zeit von Rilkes dortigem Aufenthalt erschliessen sich der jungen, aufnahmefähigen Lou. Es ist gar nicht so sehr die Dichterin, Philosophin, Psychologin, die aus ihrem «Lebensrückblick» spricht, vielmehr die Lebens- und Reisekünstlerin, die Dichterfreundin, anmutige Gastgeberin, Bohème-Kameradin, Schülerin, Mitarbeiterin, eine Frau, die zunächst ganz und gar Weiblichkeit, Mütterlichkeit, Freundschaft und Liebe ausstrahlt, ehe man ihre eigene Künstler-Persönlichkeit recht erkennen kann.

Wenn die Dichterin im Alter einem Freunde bekennt, «dass sie niemals das Wagnis gewagt habe, einen Menschen in die Welt zu setzen», wenn sie in einem einzigen Satz Rilke vor unsern Augen lebendig werden lässt, wie er in seinem blauen Russenhemd ihr das Holz zerkleinern oder Geschirr trocknen hilft, während sie dabei ungestört ihre Studien treiben — dann sind in solchen knappen, bildhaften Formulierungen und eindrücklichen kleinen Szenen mehr Erleben und Wissen enthalten, als in tiefenpsychologisch und historisch fundierten Biographien. Mit wenigen Worten, die aber immer das Wesentliche erfassen, zeichnet sie Persönlichkeiten wie Richard Wagner, Max Reinhardt, Cosima Wagner, die Lebensfreunde Hendrik Gillot und Paul Rée und ihren Ehemann, den Orientalisten Friedrich Karl Andreas — Menschen, denen sie besonders sorgfältige und warmherzige Schilderungen gewidmet hat.

Gertrud Isolani

Die Bäuerin auf Ceylon

Gewöhnlich sehen wir die Dörfer in fernen Ländern, wenn überhaupt, nur vom Auto aus, erblicken also einzig die Fassade, fahren durch enge staubige Strassen, je nach Ort und Klima an einer Stein-, Lehm- oder Strohhütte vorbei. Vielleicht können wir einen Blick in eine Behausung werfen; aber damit hat es gewöhnlich sein Bewenden. Ich habe Glück und darf die Dörfer von innen sehen, das dörfliche Leben beobachten, die Menschen von ihren Sorgen, Problemen und Wünschen sprechen hören. Das kam so.

Der ceylonesische Landfrauenverein will den Frauen in den Dörfern helfen: sie in Hygiene, im Kochen und Nähen unterrichten. Regelmässig fahren Frauen von Colombo hinaus in die entlegenen Siedlungen; auf eine solche Reise werde ich mitgenommen. Die Dörfer, die wir besuchen, sind 120 bis 150 km von Colombo entfernt; keines liegt an einer Autostrasse. An der Autostrasse, d. h. da, wo der Autobus hinfahren kann, sind — genau wie in Indien — grössere und kleinere Städte. Die Dörfer befinden sich abseits. Wer kreuz und quer mit dem Auto durch Ceylon fährt, wird von ausgezeichneten Strassen berichten können. Das Strassennetz jedoch ist sehr weitmaschig, und die Dörfer liegen nicht an den Autostrassen, sondern an Karrwegen, die nur mit dem Ochsenwagen zugänglich sind. Die Frauen des oben genannten Vereins suchen die Dörfer im Auto zu erreichen und vertrauen restlos der Geschicklichkeit ihres Chauffeurs. So wird unsere Reise, sobald wir die Autostrasse verlassen und in den Karrweg einbiegen, zu einer halsbrecherischen Fahrt, denn die Fahrbahn führt weite Strecken einer Böschung entlang, zwischen zwei Wewas, zwei künstlichen Seen, die die singhalesischen Könige in grauer Vorzeit schon, zur Bewässerung des Landes errichtet haben. Löcher von einem halben Meter Tiefe und mehr hat dieser Karrweg. Jedesmal, wenn der Wagen wieder im Grund der Strasse versinkt und versucht, sich auf der entgegengesetzten Seite herauszuarbeiten, würde ein starkes Schleifen des Wagens genügen, vom schmalen Weg auf der Höhe der Böschung abzukommen und uns im Tank, dem künstlichen See zu begraben. Die beiden Damen, Nichtautofahrerinnen, ahnen die Gefahr nicht ganz. Ich vertraue dem gütigen Schicksal. An ein Aussteigen und zu Fuss weiter gehen ist hier nicht zu denken, denn der Weg führt weiter durch den Dschungel und schliesslich an Reisfeldern vorbei. Endlich sind wir angelangt.

Das Dorf ist keine Siedlung, wie wir sie unter einem Dorf verstehen; die Häuser liegen alle verstreut und verborgen unter den Kokospalmen. Sobald die Einwohner das Auto hören, kommen sie gelaufen: Männer und Frauen, alte und junge mit ihren Kindern in die Hüfte gestemmt, auch der

Arzt ist dabei. Sie strömen auf das «Schulhaus» zu, eine offene Halle, mit einem stark überfallenden Dach. Blumengirlanden und Zweige von Kokospalmen zu einem Bogen geformt, schmücken den Eingang. Die Frauen in ihren besten Saris, bilden Spalier. Die Ersten des Dorfes begrüssen uns mit einer tiefen Kniebeugung und bieten uns als Willkommgruss Betel- und getrocknete Tabakblätter an. Man begibt sich in das Innere des offenen Schulraumes. Kaum haben wir uns an den blumengeschmückten Tisch gesetzt, die Männer, Frauen und Kinder rund herum stehend, sind wir auch schon mittendrin in einer heftigen Diskussion. Die Stimmen erheben sich, werden laut und immer lauter. Es wird mit den Händen gestikuliert, durcheinander geredet. Ich verstehe kein Wort, aber dass man nicht einig ist, das erfasse ich auch so. Mir wird angst und bange inmitten dieses Tumultes, denn es heisst, der Singhalese habe das Messer lose in der Hand. Was hat nun die Gemüter des ganzen Dorfes in diesem Masse erregt? Man streitet sich über die Anstellung der Kindergärtnerin. Soll die «alte» Kindergärtnerin, ein junges, hübsches Mädchen, Tochter des einheimischen Arztes, das während einigen Monaten abwesend war, wieder eingestellt werden oder soll ihre Stellvertreterin, eine sehr tüchtige, zirka 24jährige Frau, die zur Zufriedenheit arbeitete, den Posten behalten? Eine solche Situation zeigt uns, wie sich das Leben in einem ceylonesischen Dorfe gestaltet. Diese Angelegenheit, die nach unseren Begriffen Sache der Schule oder der Gemeindeobrigkeit wäre, wird hier zu einer öffentlichen Affäre und wie in einer hundertprozentigen Demokratie vor dem ganzen Dorfe besprochen; niemand scheut sich, Vor- und Nachteile der beiden Anwärterinnen offen zu vertreten. Es sind zwar in erster Linie die Männer, die ihre Ansicht verfechten. Umsonst sucht Frau Perera, die Dame aus Colombo, die den Kindergarten gegründet und auch die Kindergärtnerin ausgebildet hat, den Streitfall zu schlichten. Keine Partei will nachgeben. Darum löst Frau Perera — ihr Mann ist Oppositionsführer im Parlament —, den Kindergarten kurzerhand auf, bis man sich auf eine der Kindergärtnerinnen geeinigt hat.

«Ich habe mir diese Menschen in den Dörfern viel gefügsamer, mit weniger harten Köpfen und festbeharrenden Meinungen vorgestellt, sage ich nachher zu Frau Perera. «Die Mentalität der ceylonesischen Dorfbewohner hat sich in den letzten dreissig Jahren, seit dem Aufkommen der politischen Parteien, sehr geändert. Die Vertreter der verschiedensten politischen Richtungen gehen in die fernsten Dörfer. Die Bauern hören über eine und dieselbe Angelegenheit mehrere Ansichten, vernehmen, wie ein Politiker die Art des Gegners, die Sache zu vertreten, verächtlich macht.»

Die Versammlung ist also aufgehoben; einige der Männer und Frauen gehen fort. Uns wird ein Glas Wasser gereicht. Was soll das Glas Wasser? Damit werden wir offiziell zum Essen eingeladen. Und, als ob alles in Ordnung wäre, wird uns in einem Raum neben der Schulhalle ein Mittagessen vorgesetzt: Reis, Lady's finger, eine Art Klee, Kokosnusswasser mit Pfeffer gewürzt und Currysauce. Teller stehen auf dem Tisch, aber kein Besteck. Man isst hierzulande, wie in Südindien, mit den Fingern.

Wir besuchen am selben Nachmittag noch zwei weitere Dörfer. Die beiden Damen aus Colombo haben Militärkarten aus der britischen Kolonialzeit und scheinen im Kartenlesen geübt zu sein.

Wir übernachten in Maho im Rast-Haus. Maho hat 6000 Einwohner, aber kein elektrisches Licht, obwohl es an der Ueberlandstrasse nach dem Norden liegt. Am nächsten Morgen — es ist Sonntag — versammeln sich die Landfrauenvereine in den Schulräumen der High School, wieder eine offene Schulhalle. Die Leiterinnen der verschiedenen Vereine kommen aus einem Umkreis von 30 km zusammen. Es sind alles junge Mädchen und jungverheiratete Frauen, die an der Tagung teilnehmen: die junge Generation, die zur Schule gegangen ist und lesen und schreiben kann. Die Frauen halten alle einen Bogen in der Hand und lesen daraus ab, Was Frau Perera von ihnen wissen will, und sie will viel wissen. Sie erkundigt sich nach der Zahl der Brunnen, der sauberen Brunnen, der Toiletten, der Kinder mit englischer Krankheit, der Frauen, die ihre Besen selbst machen und ihre Saris, das heisst, die Blusen selbst schneidern können. Die Delegierten haben ferner zu berichten, wie viele Hausfrauen das Wasser vor dem Trinken kochen und filtrieren und ob die Frauen zusammen arbeiten und sich gegenseitig aushelfen.

Nach der Tagung besuche ich die High School, der ein Internat angeschlossen ist. Hier können die Mädchen aus den Dörfern, die das Primarschulexamen bestanden haben, umsonst wohnen und zur Schule gehen. Der Staat kommt für die Kosten auf.

Am Nachmittag fahren wir nochmals in ein Dorf hinaus. Wieder ist die ganze Bevölkerung bei der Schulhalle versammelt. Wieder sprechen die beiden Frauen aus Colombo, jede von ihnen über eine Stunde, über Hygiene, über das, was unbedingt anders, besser gemacht, geändert werden sollte. Die Frauen des Dorfes sitzen drinnen, in der Halle, die Männer stehen draussen, und ohne einen Blick abzuwenden hören sie zu, was man ihnen zu sagen hat.

Auf andere Verhältnisse übertragen: Würden unsere Bauern, Väter und Söhne, auch nur einzelne von ihnen, an eine Landfrauenversammlung gehen? Man sagt mir: hier draussen im Dschungel verstreiche das Leben so eintönig, dass die Menschen für jedwelche Abwechslung dankbar seien. Gute Aussichten, aber auch eine gefährliche Waffe für Politiker.

In einer Pause besichtigte ich das Dorf. Der Schullehrer und seine Schwester, die beide englisch sprechen, begleiten mich. Der Lehrer geht voran in ein Haus, um zu erfahren, ob ich eintreten dürfe. Die Frau des Hauses kommt an die Türe. Sie spricht kein Wort, aber sie reicht mir ein Glas Wasser, den Willkommgruss. Ich trinke einen Schluck davon und hoffe, dass es mir nicht schade. Denn ich muss mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass das Wasser weder gekocht noch filtriert ist. Die Familie, deren Zuhause ich besichtige, hat zwei Hütten. Die eine dient als Esszimmer und Küche. Das Esszimmer: Auf dem Boden stehen ein Reistopf und weitere Gefässe mit Currysauce und Lady's finger, der Rest der Sonntagsmahlzeit; dicht daneben, immer noch im Esszimmer, ein Ochsenwagen. In der Küche steigt ein offenes Feuer zum niedrigen Strohdach auf. Das gegenüberliegende Haus, mit seinem stark überhängenden Strohdach, das eine Veranda bildet, dient zum Schlafen. In einem der beiden Innenräume haben sich eben zwei Kinder zur Mittagsruhe hingelegt. An den Wänden sind riesige Säcke mit Vorräten aufgestapelt. Das Schlafzimmer ist nicht nur Vorratsraum, sondern auch Garage für das Fahrrad. Einzige Lichtquelle ist die Türe. Auf der Veranda steht ein Schnurbett, das Lager des Vaters; alle andern Familienangehörigen, auch die Mutter, schlafen auf dem Boden; Männer und Buben draussen auf der Veranda. — Reis und Hirse werden auch vor dem Haus in runden Weidekörben, zirka 70 cm über dem Boden aufbewahrt, damit Ratten und Mäuse nicht daran kommen. Das ist der Speicher des ceylonesischen Bauern.

Nach all dem, was ich bis jetzt von indischen und ceylonesischen Dorfhütten gesehen hatte, wohnt hier ein, für dortige Begriffe, vermögender Bauer. Das beweisen schon die grossen Vorräte. Die Sitten und Gebräuche, die Art zu essen, sich zu kleiden, ändern von Gegend zu Gegend. Die Hütten sind je nach dem Klima aus Stein, Lehm, Stroh, Holz oder Bambus gebaut. Aber diese für uns so trostlosen, dunklen Löcher, in denen die Menschen inmitten ihrer Vorräte und sonstigen Utensilien hausen und die am besten mit unseren Abstellräumen im Garten verglichen werden dürften, sind überall gleich. Mir wurde nie begreiflich, wie die in ihren Saris so adrett aussehenden Frauen hier ihr Leben fristen können.

Als ich in die Schulhalle zurückkomme, wollen die Dorfbewohner — besonders die Männer — gleich wissen, was ich von ihren Häusern halte und was an ihren Behausungen zu verbessern wäre. Ich bemängle Dinge, die wirklich geändert oder umgemodelt werden könnten: mehr Luft und Licht durch Anbringung von Fenstern; Vorräte in getrennten Räumen aufbewahren; Bett wenigstens auch für die Mutter und nicht nur für den Vater. Diese Bemerkung wird mit viel Humor und Gelächter aufgenommen. Die Dschungelbewohner machen einen sehr aufgeschlossenen Eindruck, begierig, Neues zu erfahren. Zwei Stunden schon haben die Frauen und Männer den Damen aus der Stadt zugehört, die ihnen über Gesundheitslehre, Kinderpflege, Kindererziehung berichten und ihnen nahelegen, eine, wenn auch rudimentäre, sanitäre Installation gegen die Mückenplage zu errichten. Man hört aber nicht nur zu, sondern bringt auch eigene Wünsche vor: bessere Strassen, damit der Autobus auch ins Dorf fahren könnte, das 10 km von der Ueberlandstrasse entfernt ist. Bis dahin heisst es zu Fuss gehen, per Velo oder mit dem Ochsenkarren fahren. — Ein ceylonesisches Dorf, wo 1000 bis 2000 Menschen leben, ist kein westeuropäisches Dorf. Zu kaufen gibt es, genau wie in Indien, rein nichts: keine Lebensmittel, keine Stoffe oder was die Leute hier draussen sonst etwa brauchen.

Der Lehrer und seine Schwester wissen sehr interessant zu erzählen. Viele der jungen Leute im Dorfe haben ihre Ausbildung mit der Matura abgeschlossen. Aber sie finden keine Stellen in Colombo oder sonstwo. Daher kehren sie wieder zurück ins Dorf und arbeiten mit ihren Vätern auf dem Felde. Das junge Mädchen sagt: «Ich möchte Lehrerin werden. Aber ich muss drei Jahre warten, bis ich ins Seminar eintreten kann, weil alle Plätze besetzt sind.»

Nach drei Jahren ist es wohl schon längst verheiratet! Heiraten ist im ceylonesischen Dorfe eine Angelegenheit der Familie und des Dorfes. Der junge Mann kann nicht die Frau seiner Wahl ehelichen; Familie und Dorf wählen für ihn. Alle Familien sind hier für Saat und Ernte der Reisfelder auf die andern angewiesen. Daher darf keiner etwas tun, was den Nachbarn nicht recht sein könnte.

Melanie Bieri

Die Brontës

Von Carola von Crailsheim

Die seltsamste Familie, von der ich weiss, sind die Brontës. Sie haben Romane geschrieben, die der Weltliteratur angehören, ihr eigenes Dasein aber ist ungleich merkwürdiger und interessanter als ihre Bücher. Wer es einmal betrachtet hat, vergisst es nie. Ueber seinen dunklen Untergrund von Weltabgeschiedenheit, Melancholie, Einsamkeit ziehen Träume herauf wie Sterne, Träume, deren Intensität, Fülle und Eigenart noch heute leuchten. Am Beispiel der Brontës wird sichtbar, welche Macht Träumen innewohnt, Unglück zu überwinden, Schicksal zu lindern, wie die Schwere unserer Welt von einer anderen, beschwingteren, leichteren, gesetzloseren, aufgehoben werden kann.

Immer bläst und stürmt der Wind um das düstere, an den Friedhof grenzende Pfarrhaus von Haworth in der englischen Grafschaft Yorkshire. Und bläst der Wind in die Heide hinaus, die sich dort unabsehbar dehnt, kommt er heulend und brausend zurück, als dürfe er dem abgelegenen Haus keinen Augenblick Ruhe gönnen.

Wer wohnt darin?

Der verwitwete Reverend Patrick Brontë mit fünf Töchtern und dem Sohn Branwell. Zwei der Töchter, Maria und Elisabeth, sterben jung an Tuberkulose, der Familienkrankheit, deren Beute alle werden. Ann und Emily sinken mit 29 Jahren ins Grab, Branwell mit 31 und Charlotte, die lebenskräftigste der Geschwister, mit 39 Jahren. Der Vater überlebt alle, eine shakespearische Gestalt, irländischer Abkunft, brutal, selbstherrlich, schweigsam und gelehrt, ein Christ, den sein Gott im Alter mit Blindheit schlägt. Es muss nicht leicht gewesen sein, mit diesem Despoten auszukommen. Dass er das Vertrauen seiner Kinder nicht besass, beweist die Tatsache, dass er von den überraschenden Bucherfolgen seiner Töchter erst erfuhr, als diese schon Bucherfolge waren.

Aber sein Einfluss darf nicht unterschätzt werden. Von wem, wenn nicht von ihm, empfingen sie ihr erstaunliches Wissen? Er, der von Anbeginn der Lehrer seiner Kinder war, vermittelte ihnen eine Bildung, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts als völlig ungewöhnlich bezeichnet werden muss. Aus ihr, und nur aus ihr, erblühten den jungen Brontës jene Welten, in der sie ihre geistige Heimat fanden. Odem und Kraft aber, die jene Welten bewegte, war die Phantasie, die gute Fee an der Wiege der Pfarrerskinder, die treueste Gefährtin auf ihrem Erdenweg.

Auf luftiger Schaukel glitt sie Tag und Nacht aus den Wolken in das abgelegene freudlose Haus, hisste ihre grünen Fahnen, baute mit Schwestern und Bruder die seltsamen Königreiche Angria und Gondal auf, Märchenländer wie Clemens Brentanos Vaduz, Mörikes Orpild, Harriet und Crispin Lövenhjelms Klondyke. Vor allem aber drückte die Phantasie den jungen Brontës die Feder in die Hand. Ausnahmslos waren sie, schöpferisch-produktiv, der Literatur verfallen. Sie lasen viel. Immer wieder die Bibel, Shakespeare, Wordsworth, Byron. Ausserdem zeichneten und musizierten sie. Aber von all diesem Tun kehren sie zu ihrem Schreibtisch, zu ihren voreinander geheimgehaltenen Manuskripten zurück. Branwell trieb es auch oft zu seiner Staffelei. Der Hochbegabte, Ungewöhnliche, der so früh Whisky, Opium, den Enttäuschungen einer unglücklichen Liebe und der Tuberkulose zum Opfer fiel, hat der Nachwelt zwei Porträts seiner Schwestern hinterlassen, die die Londoner National-Galery bewahrt. Ihr Wert liegt nicht in erster Linie im rein Künstlerischen. Viel mehr sind sie als visum repertum, als psychologisches Moment zur Charakterisierung von Ann, Emily und Charlotte wichtig, ja unentbehrlich.

Branwell, Emily und Charlotte taten als einzige ihrer Geschwister einen Blick in die Welt. Auf Wunsch des Vaters verbrachten die beiden Schwestern als Abschluss ihrer Studien einige Zeit in einer Brüsseler Pension. Aber Glanz und Reichtum der belgischen Kapitale bedeuteten Emily und Charlotte nichts, oder doch fast nichts, gemessen an der Eintönigkeit und Grossartigkeit ihrer Heimat, deren vollkommene Stille nur das Rauschen des Windes, die Schreie von Kiebitz und Brachvogel unterbrachen. Diese Stille, nach der sich die Schwestern in der Ferne verzehrten, war ihr Lebenselement, der Ur- und Grundstoff, den sie, um mit Jean Paul zu sprechen, mit dem «Immergrün der Gefühle» verwoben. So entstand die seelisch-geistige Atmosphäre, die ihre leidenschaftliche Einbildungskraft bedurfte, sich zu verdichten, sich zu manifestieren, Gestalten zu projizieren. Immer deutlicher, unabweisbarer traten sie hervor, ergriffen Besitz von ihnen, forderten ihr Recht, sich zu entwickeln und zu entfalten, das ihnen verliehene Sein zur Reife zu bringen. Aber — wiewohl die Schwestern begannen zu fühlen, dass hier ihr Dominium lag, nicht nur Freude und Spiel war, wie sie bis jetzt bescheiden angenommen hatten, entflohen sie noch einmal der inneren Forderung, dem Zwang, der auf sie wartete, das Chaos, das in ihnen gärte, zu ordnen.

Die Armut, in der die Familie lebte, veranlasste ihre jüngeren Mitglieder, sich dem Gegenwärtigen, Drängenden zuzuwenden. Doch ihr Entschluss, eine Schule zu gründen, scheiterte an dem kuriosen Grund, dass kein einziger Schüler sich meldete. Charlotte und Ann entschlossen sich daher, vorübergehend Posten als Erzieherinnen in Schlössern der Umgebung anzunehmen. Aber diese Episoden waren ephemer, spiegelten sie sich nicht in Charlottes 1848 unter dem Pseudonym Currer Bell erschienenen bedeutsamen Roman «Jane Eyre», wären sie kaum erwähnenswert, so aber enthüllen sie Zusammenhänge, die nicht zu übersehen sind, sind vielleicht selbst die Quellen des Buches.

Die Jahrhundertwende kennt «Jane Eyre» unter dem Titel «Die Waise von Lowood», der Name, den Charlotte Birch-Pfeiffer ihm gab, als sie den Roman für die Bühne bearbeitete. Unserer Zeit wiederum wurde er durch das Medium des Films zum Begriff, in dem Orson Welles, unerreicht und unvergessbar, die männliche Hauptrolle des geheimnisvollen Schlossherrn spielt, der kleinen Gouvernante Jane Eyre höchst romantischer Verehrer.

Das Buch, das in der Jugend- und Frauenliteratur der fünfziger Jahre eine ganz einmalige und weithin leuchtende Stellung einnimmt, bald nach Erscheinen in Uebersetzungen über den ganzen Kontinent verbreitet wurde, übte einen ungeheuren Einfluss aus. Das Aufsehen, das es erregte, verdankte es ausser seinen Qualitäten dem Skandal, den es hervorrief. Der englische Leser, mehr noch natürlich die englische Leserin von 1848 empfanden es schlechthin als schamlos, Romanfiguren und ihre Gefühle so ungefärbt und realistisch darzustellen, wie es hier geschah. Das war ein Novum, war Revolution, war Offenbarwerden eines Zeitgeistes, den die Mittelklasse (und nicht nur sie) des Inselreiches als verwerflich ansah. —

Aber — was besagte dies?

Das Buch wurde einfach überall gelesen (es las sich in einem Zug). Es ist erstaunlich gut komponiert, und wenn auch nach allen jagenden Schrecken das Happy-end allzu happy ist, vergisst sich dies bis zu einem gewissen Grade über der Begegnung mit der Autorin, deren zartes, sensibles und reines Herz hinter jedem Worte schlägt. Jane Eyre ist ein Bekenntnis hinter vielen Schleiern, eine Biographie unter anderen Vorzeichen, ein Wunschtraum. Denn so, wie Charlotte Brontë die arme kleine Erzieherin Jane schildert, wollte sie selbst sein, die Rolle, die sie ihr zuweist, hätte sie selbst spielen mögen. Handlung und Charaktere schwingen in hartem Kontrast von Weiss und Schwarz, von Gut und Böse, aber ihre Realität ist so echt, die Verknüpfung der Geschehnisse, das Tempo, in dem sie ablaufen, so geschickt und kunstvoll, dass man noch ein Jahrhundert später den Erfolg dieses Buches ablesen kann wie von unsichtbarer Zeitenuhr.

Die Annalen der Literaturgeschichte verzeichnen ein zweites Werk von Currer Bell. Es heisst «Villette», erschien 1853, überrascht durch seine, jener Epoche ganz fremde Offenherzigkeit in erotischer Beziehung, erreichte aber in keiner Weise den Ruhm der «Waise von Lowood».

Charlotte, die einzige ihrer Schwestern, der ein Frauenschicksal zufiel, durchlitt in Brüssel eine heisse, aber hoffnungslose Passion für ihren verheirateten Lehrer M. Héger. Die Enttäuschung, die Jane Eyre ergriff, als sie jäh erfuhr, dass ihr edler Schlossherr und Anbeter eine Frau besitze (sie lebte als Geisteskranke verborgen in einem Zimmer des weitläufigen Hauses), ist also kein analoger schriftstellerischer Einfall, sondern noch nach Jahren bebender Ausdruck qualvollen Verzichtes.

Ich darf hier das merkwürdige Detail erwähnen, wie völlig Charlotte ihre Neigung zu verbergen wusste. Erst siebzig Jahre nach ihrem Hingang wurde sie dadurch bekannt, dass Professor Hégers Sohn dem Britischen Museum eine Sammlung Briefe von Charlotte Brontë an seinen Vater überliess.

Charlotte nahte, wenn auch ganz zuletzt, fast schon im Angesicht des Todes, das Glück. Sie erlebte es in ihrer einjährigen Ehe mit Reverend Nicholls, der als Vertreter ihres kränkelnden Vaters in das düstere Pfarrhaus von Haworth gekommen war. Von dem

ernsten Geistlichen stammt ein Wort, das seine Einstellung zu seiner Frau zeigt:

«Ich habe nicht Currer Bell, die Romantikerin, geheiratet, sondern Charlotte Brontë, die Tochter eines Pfarrers.»

Die genialste aber der Schwestern ist Emily. Sie hat ein einziges Werk geschrieben, «Wuthering Heights». Sein Wort wird schon rein äusserlich dadurch sichtbar, dass er in seiner Zeitlosigkeit die Bücher der Geschwister weit überflügelt, dem Heute, der Literatur unserer Epoche angehört.

Wer war diese Emily Brontë?

Wir wissen es und wissen es doch nicht. Hinter karger Ueberlieferung steht Geheimnis. Es ist überall fühlbar: beim Betrachten dieses Daseins, das keine Erfüllung begnadet, beim Lesen des von Leidenschaften durchwühlten Buches, das Emily im Alter von vierundzwanzig Jahren schrieb. Mysterium umgibt diese tragische Erscheinung, dieses junge mädchenhafte Geschöpf, dem das Leben keinen frühlingshaft blühenden Kranz schenkte, sondern nur einen aus schillernden Sumpfblumen. Denn Sumpf und Moor, Heide und Sand ist die Welt, die das dunkle väterliche Pfarrhaus umgibt, die Welt, aus der «Wuthering Heights» entsteht, sie transformiert, sie beseelt, sie kraft einer ungeheuren Energie zu einer einmaligen macht. Botanisch gesehen besiedeln sie Farnkraut und Erike, klimatisch betrachtet gehört sie Wind und Sturm. Ihr Sternenzelchen aber ist die Einsamkeit, tiefste, letzte, unentrinnbarste, unbarmherzigste Einsamkeit.

Der norwegische Kapitän E. H. Johannesen aus Tromsö benannte eine einzelne Insel, die er im August 1879 im westsibirischen Eismeer entdeckte, «Ensomheden». Mit gleichem Recht könnte man für die anonyme Gestalt Emily Brontës den Begriff «Einsamkeit» setzen.

Weder Zärtlichkeit noch Liebe nahten sich Emily. Kein anderer Name verband sich dem ihren, und sei es nur auf der Ebene der Kameradschaft, der Freundschaft. Sie lebte in vom Vater ererbtem Schweigen, selbst den Ihren ein Rätsel, so einsam wie die windzerrissenen Eiben und Pappeln Yorkshires. Mehr als ihre Schwestern war sie dem eigenen Herzen ausgeliefert, dessen Rasereien — denn es war ein sehr heisses, erregbares Herz — sie nicht bändigen konnte. Vielleicht, wie vermöchte ich darüber zu entscheiden, gehörte sie wirklich, wie es so oft von ihr heisst, zu den Besessenen, die ein Dämon treibt. Wenn dem aber so ist, galt ihre Besessenheit einzig dem Bemühen, die Ereignislosigkeit ihrer Tage nicht nur zu überstehen, sondern ihnen den Honig der Reife abzuringen, um daraus ein Buch zu destillieren, in das sie ihr Herzblut goss. Jede Frau will sich ja auf irgendeine Weise verschwenden.

Aus dieser spirituellen Hingabe entstand Emily Brontës Buch «Sturmhöhe» (Insel-Verlag), wie der Roman in deutscher Uebersetzung heisst.

Frankreich, dem ganz besonderer Anteil an der Brontë-Forschung gebührt — ich erwähne in diesem Zusammenhang die viel beachtete Uebertragung von «Wuthering Heights» durch M. und Mme Jacques de Lacretelle sowie sehr eingehende feine Essays zum Thema aus der Feder von Edmond Jaloux, Emile Henriot usw. — vergleicht die «Sturmhöhe» mit einem homerischen Epos, mit griechischen Tragödien. Die elementare Durchdringung von Realismus und Romantik, die dem Buch eine so eigene Note gibt, ruft unwillkürlich auch Erinnerung an John Constables naturhafte englische Landschaften wach.

Die schüchterne, scheue, ganz in sich zurückgezogene Emily musste die Genugtuung entbehren, die Charlotte durch den Erfolg von «Jane Eyre» in so reichem Masse geniessen durfte. «Wuthering Heights» fand Leser und Anerkennung erst nach Emilys Tod. Sie erlosch klaglos, wie sie gelebt hatte, am 19. Dezember 1848, nicht ahnend, dass einst aus ihrem Buch ein Film entstehen würde, der im Triumph über Länder und Meere zog, die Herzen der Menschen eroberte, ein Film, der in tragender Rolle den ganzen jungen Laurence Olivier zeigt.

Dort, wo einst die Geschwister Brontë mit ihren Träumen und Manuskripten gelebt hatten, in der Abgeschiedenheit von Haworth ist die neue Zeit mit Fabrikgebäuden, vorbeirollenden Zügen und einem Bahnhof eingekehrt. Götter, Faune und Nymphen sind entflohen. Aber Emily Brontës karge Moorlandschaft verwandelt sich noch immer jeden Spätsommer in ein Meer roten blühenden Heidekrauts.

Ungarisches Konzert im Zürcher Lyceumklub

Kurz vor dem sommerlichen Unterbruch der Klubveranstaltungen konzertierten die beiden ungarischen Künstler *Edith Orávecz* (Sopran) und *Géza Hegy* (Klavier) im Zürcher Lyceumklub. Die Konzertgeber hatten für diesen Anlass ihr Programm gänzlich Komponisten ihrer Heimat gewidmet, so dass dem Publikum ein in jeder Hinsicht «ungarisches» musikalisches Erlebnis geboten wurde. Edith Orávecz, die von ihrer Tätigkeit an der Zürcher Oper her noch in guter Erinnerung ist, sich aber seit ihrer Verheiratung mit einem Schweizer nicht mehr allzu oft an öffentlichen Veranstaltungen hören lässt, erfreute im ersten Teil des Nachmittags mit dem Vortrag dreier Lieder von Zoltán Kodály, darunter mit dem besonders hübsch gesungenen «Noch ein Monat, noch ein Jahr», und mit acht Volksliedern in ungarischer Sprache von Bela Bartók. Nach der Pause hörte man von der Sängerin drei Lieder von Franz Liszt, von denen ihr unseres Erachtens das «Oh, quand je dors» (Text Victor Hugo) am besten gelang. Wenn ihr Vortrag der «Drei Zigeuner» (Text Lenau) noch einige Wünsche offen liess, so war doch ihre Leistung an diesem Nachmittag im ganzen wiederum gekennzeichnet von dem persönlichen Charme, mit dem sie sich seit je die Sympathien ihrer Zuhörer gewonnen hat. Verschiedenartige Eindrücke hinterliessen die Klaviervorträge von Géza Hegy. Schien uns der Pianist zuweilen sein technisches Können allzu einseitig auszukosten und das Pedal zu schwelgerisch zu handhaben, so zeigte er andere Male, wie in Kodalys «il pleut dans mon coeur comme il pleut dans la ville» sowie in Liszts Mephistowalzer I, ein subtiles Nuancierungsvermögen. Sein Bestes gab er zweifellos mit der Interpretation des «Rumänischen Tanzes» von Bartók; auch das «Allegro barbaro» des gleichen Komponisten war rhythmisch flott und mit Verve gestaltet. *-ls.*

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR"

KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

Die Frau in der Kunst

Die Ausstellung der Flämischen Malerei aus der Sammlung des Fürsten von Liechtenstein in Vaduz wird von der Gräfin Andrássy-Wilczek betreut, die seit erst vier Jahren hier ansässig ist und sich bewundernswert natürlich und anspruchslos gibt: gehört sie doch durch ihre eigene Familie und der ihres Gatten zur ältesten europäischen Aristokratie. Aber das Verlorene scheint ihr bedeutungslos, wenn sie nur heute den ihr zugefallenen Posten genügend ausfüllen kann; und so hofft sie, dass viele Besucher (auch aus der Schweiz) die Meisterwerke eines van Dyck und Rubens besuchen kommen, und sie durch Führungen, etwa für Gesellschaften und Schulen, das Ihre dazu beitragen darf, die unverlierbaren Werte der abendländischen Kultur zu deuten und nahe zu bringen. Ihr Mann, ungarischer Staatsbürger (die Wilczeks sind polnischen Ursprungs) befasst sich speziell mit dem Tourismus im Fürstentum. Er führt einen Kiosk für Reiseandenken und organisiert Ausflüge.

*

Wiltrud Tschudi spielte ihre letzte neue Rolle vor ihrem vorläufigen Rücktritt von der Bühne am Kurtheater Baden mit Ibsens «Hedda Gabler». Die grossartige Identifizierung der Künstlerin mit ihrer Figur wurde durch nicht weniger als zehn Vorhänge vom Publikum, das das Haus füllte, verdankt.

*

Johanna Terwin-Moissi, die nach ihrem Wiener Gastspiel Ende Juli nach Zürich zurückkehrt, wird wieder ihre Lehrtätigkeit an der Wolf-Bosshard-Theaterschule übernehmen.

Tilla Durieux, die über Achtzigjährige, tritt bei den diesjährigen Berliner Festwochen in dem Lustspiel «Der Kreidegarten» der Engländerin Enid Bagnold auf.

*

Das Luzerner Stadttheater, dessen Spielzeit am 16. September mit Schillers «Kabale und Liebe» beginnt, hat die Schweizerische Erstaufführung von «Alphabet in der Ewigkeit» der österreichischen Schauspielerin Beatrice Feroli erworben. Das Stück wird auch an der Basler ‚Komödie' erscheinen. Während der Saison wird Hanne Wieder in Luzern in der Lotte-Lenya-Rolle der Jenny in Weills Oper «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» zum Text von Brecht gastieren, sowie in dem Musical «Can-Can» von Cole Porter. Neu im Ensemble ist die ungarische Operettensängerin Marta Rafael, und die Trainingsleiterin und stellvertretende Ballettmeisterin Jutta Giesecke kommt vom Hannoveranischen Stadttheater-Ballett Yvonne Georgis. Die Kunststuben Maria Benedettis zeigen neben Aquarellen des Maler-Schauspielers Erwin Kohlund (Gatte der Darstellerin Margrit Winter) Bilder des in Zürich 1934 verstorbenen Walter Naef-Bouvin, der durch seine Restaurierungen der Rheinauer Kapelle der Heil- und Pflege-Anstalt und des Schlosses Hegi bei Oberwinterthur sehr bekannt wurde. Die im Hodler-Stil gehaltenen Gemälde geniessen in der renovierten Restaurant-Galerie (Küsnacht, Zch.) einen besonders schönen Rahmen. *M.*

Schweizerische Zukunftsaufgaben

In der Zeit vom 16. bis 21. Juli fand in Saas-Fee der 9. Ferienkurs der Schweiz. Staatsbürgerlichen Gesellschaft statt. 218 Teilnehmer aus 17 Kantonen folgten den ausgezeichneten Referaten mit unverminderter Aufmerksamkeit. In der Eröffnungsansprache wies Zentralpräsident Paul Kopp, der Luzerner Stadtpräsident, darauf hin, dass die Gesellschaft ihr 50. Jubiläum feiern könne. 1911 begann Lehrer Johannes Weber in Basel im kleinen Rahmen mit Staatsbürgerkursen, die grossen Anklang fanden. Auf eine Anregung der Sektion «Heer und Haus» wurde mitten im letzten Kriege mit Ferienkursen begonnen. Heute melden sich für die Kurse jeweils so viele Teilnehmer, Männer und Frauen, dass es schwer wird, alle zu placieren. Am Abend des 16. Juli sprach der sympathische Kaplan Lehner aus Saas-Fee in einem Lichtbildervortrag über Saas-Fee und Umgebung». Die eigentliche Kursarbeit begann am Montagmorgen. Oberst H. Huber aus Frauenfeld sprach in einem aufrüttelnden Referate über «Geistige Landesverteidigung», die heute wichtiger denn je ist. Dem bedrohlich näher rückenden Kommunismus sollte mit viel mehr Zivilcourage begegnet werden. Freiheit im Rechtsstaat und Verantwortung in der Demokratie müssen täglich neu erarbeitet werden.

Eine prachtvolle Ergänzung zu den Ausführungen von Oberst Huber bildete der Vortrag von Frau Dr. G. Calame-Iklé, Le Locle, «Die Schweizer Frau in Gegenwart und Zukunft». Die sympathische Referentin verstand es ausgezeichnet, die Entwicklung der Frau seit dem 19. Jahrhundert darzustellen. In bezug auf die politische Gleichberechtigung ist die Schweiz gegenüber vielen andern Ländern im Rückstand, doch lässt die Bewegung sich nicht aufhalten. Dem Volksentscheid vom 1. Februar 1959 kommt nur aufschiebende Wirkung zu. Eine gute staatsbürgerliche Bildung ist aber Voraussetzung, damit die Frau als Mutter ihre Kinder zu aktiven Bürgern erziehen kann. (Am liebsten würde man die hervorragenden Ausführungen in extenso niederschreiben.)

An Stelle von Prof. Dr. J. R. von Salis sprach Dr. Karl Doka, Leiter des Auslandpressedienstes der Stiftung «Pro Helvetia» über Kulturpolitik auf nationaler und internationaler Ebene». In seinen interessanten Ausführungen zeigte er, wie gross die Aufgabe der «Pro Helvetia» ist, die versucht, die schweizerische Kulturpolitik einigermassen zusammenzufassen. Ihr obliegt auch die Förderung der Wissenschaft, die Neuordnung der Stipendien, um wirklich Begabten auch aus unbemittelten Familien das Studium zu ermöglichen. Kulturabkommen sollten auch in Zukunft nicht geschlossen werden.

Nationalrat E. Wüthrich, Zentralpräsident SMUV, Bern, bot in seinem Exposé über «Die soziale Schweiz» einen Einblick in die Entwicklung der Arbeitsbedingungen in Industrie und Gewerbe. Er vertrat den Grundsatz des Leistungslohnes. Die Arbeitsbedingungen in der Schweiz sind heute weitgehend durch Gesamtarbeitsverträge geregelt. Vieles wurde erreicht, doch bleibt noch manches zu tun, so die Ausebnung der Unterschiede zwischen Arbeitern und Angestellten. Die beste Sozialpolitik ist ein richtiger Lohn. «Hauptaufgaben von Fremdenverkehr und Tourismus.» Ueber dieses Thema sprach Dr. W. Kämpfen, Direktor der SVZ-Zürich. Wir haben noch selten einen so lebendigen Vortrag über ein Gebiet gehört, das so stark an Zahlen gebunden ist. 1960 haben 90 Millionen Menschen ihre Ferien ausserhalb ihres Landes verbracht. Die Schweiz tut gut daran, ihr Interesse auch bisher ungewohnten Reiseklassen zuzuwenden. Die beste Propaganda ist die individuelle Behandlung des Gastes und die Qualität. 1962 soll der Werbeslogan «Zurück zur Natur» lauten (Jean Jacques Rousseau «La nouvelle Héloise 1712).

Zur Frage des Tourismus gehört auch der «Strassenbau als nationale Aufgabe», über welche Dr. R. Ruckli, Direktor des Eidg. Amtes für Strassen- und Flussbau, Bern, sprach. Trotz der Verdreifachung des Motorfahrzeugbestandes innert 10 Jahren hat die Verkehrsfläche kaum zugenommen. Die Strassen sind überlastet und in den Städten herrscht eine wirkliche Verkehrsnot. Heftige Diskussionen entstanden über die Expresstrassen durch die Städte, den Bau von Tunnels durch das Gebirge. Noch selten oder nie hatte der Staat eine so umfassende Planung zu koordinieren. Durch den Bau von Autobahnen entstehen neue wichtige Aufgaben für unsern Tourismus. Als letzter sprach Redaktor Dr. Lorenz Stucki, Zürich, über «Neutralität und Solidarität». Während vier Jahrhunderten hat unsere Neutralität sich bewährt, ist sie aber noch zeitgemäss in der Auseinandersetzung der heutigen Zeit? Die Probleme, die auch die Schweiz berühren, sind die NATO, die zur Abwehr der sowjetrussischen Gefährdung geschaffen wurde, die Einigung Europas in der EWG und die Hilfe an die unterentwickelten Länder, deren Lebensstandard so erhöht werden soll, dass sie nicht den Lockungen des Kommunismus verfallen. Die gegenseitige Abhängigkeit der Staaten wird immer grösser, und ihre Souveränität immer mehr eingeengt. Die Schweiz hat sich mit allen diesen Fragen auseinanderzusetzen und in der europäischen Zusammenarbeit ihre besondere Eigenart einzusetzen, wobei Gemeinschaft nicht Gleichschaltung bedeutet.

Den Höhepunkt des ganzen Kurses bildeten die weltweiten, wahrhaft staatsbürgerlichen Ausführungen von Bundespräsident Dr. F. T. Wahlen, Bern, über «Die Schweiz in der Welt». Presse und Radio haben den Vortrag, kaum dass er gesprochen war, aufgenommen und weiterverbreitet, so dass wir uns weitere Worte ersparen können. Seine Schlussworte, dass wir unsere Aufgaben, auch die aussenpolitischen, um so besser lösen können, wenn wir das eigene Haus in Ordnung halten und ein echtes Christentum leben, hat wohl alle Hörer tief ergriffen.

An zwei Tagen folgte auch die dänische Botschafterin und ihr Gatte den Vorträgen, während der vitale Gemeindepräsident Bumann für alle Auskünfte zur Verfügung stand.

Eine Anzahl Ausflüge in die herrliche Bergwelt rund um Saas-Fee gaben die nötige Ausspannung. Zentralpräsident Paul Kopp war ein hervorragender Leiter, der es meisterhaft und mit dem nötigen Humor verstand, die Referenten einzuführen und die Diskussion, die auf hoher Warte geführt wurde, zu leiten. Wir dürfen wohl ohne Uebertreibung sagen, dass der 9. Ferienkurs allen Teilnehmern in staatsbürgerlicher und menschlicher Hinsicht viel geboten hat. Der Dank an Zentralpräsident Kopp und seinen Helfern kam aus vollem Herzen.

W.-L.

«Pro Infirmis»-Delegiertenversammlung 1961

Für die Schweizerische Vereinigung «Pro Infirmis» bedeutet das Jahr 1960 ein Jahr des Ueberganges, hat doch mit dem Inkrafttreten der Eidg. Invalidenversicherung ein neuer Abschnitt im Wirken des auf jahrzehntelange Erfahrungen zurückblickenden grossen Hilfswerkes für die Gebrechlichen begonnen. Darüber wurde man an der vom neuen Präsidenten, Bundesrichter Dr. Karl Schoch, geleiteten Delegiertenversammlung in Bern des genaueren orientiert. Sowohl in personeller Hinsicht wie in der Pro-Infirmis-Arbeit hat das vergangene Jahr tiefgreifende Veränderungen gebracht. Der Tod des langjährigen Präsidenten, alt Regierungsrat Dr. Robert Briner, hat ebenso wie der Hinschied des Begründers der Schweizerischen Heilpädagogik, Prof. Heinrich Hanselmann, und der verdienstvollen Redaktorin der Pro-Infirmis-Zeitschrift, Frl. Dr. Martha Sidler (die auch Initiantin und Lehrerin der ersten öffentlichen Beobachtungsklassen der Schweiz war) das Werk dreier Persönlichkeiten beraubt, die in ihrer besonderen Ausstrahlung nicht zu ersetzen sind und die der Pro-Infirmis-Arbeit weitgehend Richtung und Bedeutung gaben. Es ist tröstlich zu wissen, dass diese Arbeit im Sinn der Dahingegangenen auch vom neuen Präsidenten und dem Zentralsekretariat weitergeführt wird. Das Wirken des letzteren ist seit langem getragen von der Persönlichkeit der Zentralsekretärin, Frl. Maria Meyer, der im Sommer 1960 für ihre bahnbrechenden Leistungen auf dem Gebiet der Behindertenhilfe von der medizinischen Fakultät der Universität Zürich die Würde eines Ehrendoktors verliehen wurde.

Seit die Invalidenversicherung für einen grossen Teil der Gebrechlichen die finanzielle Hilfe übernommen hat, ist die Arbeit von Pro Infirmis keineswegs überflüssig geworden, sie wurde nur auf z. T. neue Bahnen gelenkt. Man braucht nun nicht mehr so viele private Kräfte einzusetzen, um im Einzelfall die notwendigen Geldmittel aufzutreiben, um so mehr kann die persönliche Betreuung der Invaliden ausgebaut und vertieft werden. Pro Infirmis sah es auch als eine notwendige Aufgabe an, den Sonderschulen angesichts des langsamen Anlaufens der Versicherung durch Vorschusszahlungen, Kostengarantien, Verhandlungen mit zuständigen Instanzen über Schulbeiträge usw. die Uebergangszeit finanziell zu erleichtern. Nicht unterschätzt werden darf auch die ständige Aufklärungsarbeit über die durch die IV geschaffene neue Situation sowie die Mithilfe bei der Herstellung des Kontaktes zwischen den bisher von Pro Infirmis betreuten Invaliden und der IV. Es darf auch nicht vergessen werden, dass die von der Versicherung nicht erfassten Gebrechlichen nach wie vor von Pro Infirmis beraten, betreut und meist auch finanziell unterstützt werden, und zwar Erwachsene ebenso wie Jugendliche.

Der Wegfall eines Teiles der Bundessubvention sowie der Elternbeiträge hatte zur Folge, dass die Einkünfte von Pro Infirmis 1960 wesentlich geringer waren als in früheren Jahren. Der von der Bundesversammlung erfreulicherweise weitergewährte Kredit von einer halben Million Franken wurde zur Unterstützung von Heimen für Schwererziehbare, Beobachtungsstationen, Alters- und Wohnheimen für Gebrechliche, Heimen für epileptische und geistesschwache Kinder — alles Werke, die an der IV nicht partizipieren — verwendet. Wie denn überhaupt die Pro-Infirmis-Hilfe jetzt in vermehrtem Masse diesen so notwendigen und ausbaubedürftigen Institutionen zukommen soll. Leider war — was als «psychologische» Folge der Einführung der IV vorgesehen werden musste — auch der Erlös der Kartenspende 1960 um 200 000 Fr. geringer als im Vorjahr, und auch die Patenschaften wiesen einen Rückgang auf. Erfreulicherweise haben die letzteren 1961 wieder eine Zunahme von bis jetzt 24 Prozent erfahren und auch der Ertrag der Kartenspende ist in einigen Kantonen etwas höher als 1960. Freilich sollte sich die Oeffentlichkeit noch in vermehrtem Masse Rechenschaft darüber geben, wie notwendig das weitere Wirken von Pro Infirmis neben und mit der IV bleibt. Ein Zeugnis dafür ist die Tatsache, dass diesen Herbst in Glarus eine weitere Pro-Infirmis-Fürsorgestelle eröffnet werden muss. Eine staatliche Gebrechlichenhilfe, und sei sie noch so gut ausgebaut, wird niemals ohne die Mitarbeit und Initiative der privaten Behindertenfürsorge auskommen können.

Nach Erledigung der geschäftlichen Traktanden wurden die Teilnehmer an der Delegiertenversammlung von Oberstbrigadier Meuli in die Organisation und Ziele der «Hyspa» eingeführt, der nach dem Mittagessen ein gemeinsamer Besuch galt. Das Interesse konzentrierte sich hier begreiflicherweise vor allem auf die unter Leitung der Zentralsekretärin Pro Infirmis, Frl. Dr. h. c. Maria Meyer ebenso fachkundig wie lebendig gestaltete Abteilung «der behinderte Mensch», die in vieler Hinsicht als ein schönes Zeugnis schöpferisch-helfender Frauenarbeit angesehen werden darf. *M. N.*

Bücher

Sigrid Undset, Frau Hjelde:
«Menschen suchen ihr Glück»
Herder-Bücherei, 156 Seiten (Taschenbuchausgabe)

Für Frau Hjelde, Mutter von drei Kindern, ist der Alltag grau und voller Sorgen. Vor ihrer Heirat war sie eine gute Schauspielerin, die ihre Karriere aufgab, weil sie glaubte, das grosse Glück an der Seite ihres Mannes, Kristian, zu finden. Doch beide haben sich heute nichts mehr zu sagen. Frau Hjelde leidet unter der Unaufmerksamkeit ihres Mannes und unter der anspruchsvollen Liebe ihrer Kinder. Für sie hat der Tag 24 Arbeitsstunden, und so kommt sie sich, abgeschafft und unzufrieden mit der Welt und sich selbst, mit ihren 36 Jahren alt und abgetan vor. Als ihr dann die Geburt ihres vierten Kindes noch die letzten Kräfte raubt, ist sie gezwungen, in den norwegischen Bergen Erholung zu suchen. — Dort trifft sie einen Jugendfreund, Dr. Vergard Lüders, mit dem sie manche schöne Stunde verbringt. Sie glaubt, nun tatsächlich das lang ersehnte Glück gefunden zu haben. Sie trifft sich auch unten in der Stadt mit Vergard. Doch das traurige Schicksal ihrer Untermieterin bewahrt sie vor einer endgültigen Entscheidung, die sie von Kristian und den Kindern getrennt hätte. Beide, Frau Hjelde und ihr Mann, finden in einer nächtlichen Aussprache wieder zueinander.

Die norwegische Nobelpreisträgerin, Sigrid Undset, wusste um die Probleme der Frau, und die Leser sind beeindruckt von der Schlichtheit dieser erlebnisreichen Erzählung. Jede Frau, die glaubt, das grosse Glück des Erfolgs und der Liebe sei nun für sie für immer verloren, weiss der Autorin Dank für den Trost, den sie ihr mit «Frau Hjelde» schenkt.

H. S.

Alle Tage Dessert —
und Dessert-Tag ist
DAWA-Tag!
Dr. A. Wander AG Bern

Gesund bleiben

Kleie sorgt für klare Haut

Von Frau Dr. G. Dietz

Als vor etwa einem Jahrzehnt Gayelord Hauser, Ernährungsapostel und «Schönheitsdoktor» amerikanischer Filmstars, sein «Bleibe jung — lebe länger»-Programm verkündete, standen im Mittelpunkt seiner Ernährungstheraphie neben Bierhefe, Melasse und Joghurt als Verjüngungsfaktor *Weizenkeime.*

Die Erkenntnis war nicht neu. Hauser popularisierte sie nur, und viele verdanken seinem Programm seitdem neue Frische und Gesundheit. Auch in der Schweiz kannte ein kleiner Kreis den ausserordentlichen Wert des Weizenkeims als eine der besten Quellen für Vitamin E (früher besonders als «Fruchtbarkeits-Vitamin» bekannt), Eisen und alle B-Vitamine. Weizenkeimöl mit dem starken Gehalt an Vitamin E wurde nicht nur von vielen Aerzten bei Herzstörungen und Beschwerden der Wechseljahre verordnet, sondern auch als wesentliches Mittel zur Erhaltung der Jugendlichkeit bekannt. Ausserdem enthält eine halbe Tasse Weizenkeime viermal soviel Eiweisstoffe wie ein Ei!

Unsere Grossmütter hatten zwar von Vitaminen und ihrer Bedeutung für das menschliche Wohlbefinden noch keine Ahnung, aber sie kannten die verjüngende Wirkung der Kleie. Von keiner hochentwickelten und differenzierten Kosmetik verwöhnt, schöpften sie ihre Schönheitsmittel aus der Küche. Neben den vielen Tees, Kräuterabsuden und Auflagen von Kalbfleisch, war es vor allem die Kleie, die Ihnen half, einen pfirsichzarten Teint zu erreichen.

Man trug «Natur» und kam damit unseren modernen Grundsätzen schon sehr nahe, nach denen nur eine klare, gesunde Haut die wirkungsvolle Unterlage für alle Verschönerungskünste sein kann. Also wusch man nicht nur Babys, sondern auch die eigene Gesichtshaut mit Kleie, nähte Kleiesäckchen und fügte sie dem Badewasser zu, um die straffe Glätte der Haut zu erhalten.

Auf der Basis alter Erfahrungen und neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse hat die WOLO AG Zürich eine Serie von Produkten herausgebracht, die durch ihre praktische Anwendung ein Höchstmass an Wirksamkeit versprechen.

Die moderne Forschung hat nachgewiesen, dass Kleie eine naturgegebene und aufeinander abgestimmte Sammlung von Fetten, Oelen, Vitaminen und pflanzlichen Hormonen enthält, die nicht nur wesentlich zur innerlichen Verjüngung beitragen, sondern auch die Haut wirkungsvoll pflegen. Auf dieser Basis wurden nun eine Reihe von Badezusätzen und Waschmitteln zusammengestellt, die vielen Hautsorgen abhelfen.

Im Grund ist die neue Schönheitskur höchst einfach. Wir wissen längst, dass die Haut neben ihrer Atmungsfunktion ein wesentliches Ausscheidungsorgan ist, durch das sich der Körper von Giftstoffen befreit. Zugleich aber werden durch saubere, geöffnete Poren auch Nährstoffe in die Haut aufgenommen — ein Vorgang, der durch die porenöffnende Wirkung eines warmen Bades oder einer Dusche noch wirkungsvoller wird.

Das neue Kleie-Duschbad macht sich in Verbindung mit einer Kleie-Badecrème diese Erfahrung zunutze. Durch die Fülle der kombinierten biologischen Wirkstoffe wird schon in kurzer Zeit eine einzigartige Wiederbelebung der Haut und des Gewebes erreicht.

Eine handliche Sprühdose enthält den Kleie-Spray, dessen spürbare Waschkraft durch eine Zugabe von Netzmitteln bewirkt wurde. Die Anwendung ist kinderleicht. Man duscht sich kurz ab und spritzt nun den Spray über den ganzen Körper, der dann kräftig massiert wird. Ein leichter Schaum entsteht, den man anschliessend abspült. Die zarte Parfümierung umgibt den Körper mit einem erfrischenden Duft, der den ganzen Tag anhält.

Noch wirksamer ist der Verjüngungseffekt der Badecrème. Sie ist ein ideales Reinigungsmittel für alle, deren Haut trocken und spröde ist oder zu Unreinigkeiten neigt, die aber am Morgen nicht gern auf die erfrischende Wirkung des Wassers verzichten wollen.

Die Kleie-Badecrème macht keineswegs die gewohnten Reinigungscrèmes und Gesichtswasser überflüssig, mit denen man am Abend Make-up, Staub- und Schmutzteilchen entfernt. Sie ist eine zusätzliche Morgenpflege.

Sehr oft hört man, dass gerade Frauen, die ihre Haut allabendlich sehr sorgfältig mit den besten Präparaten pflegen, nicht den gewünschten Effekt erzielen. Der Teint bleibt trotz Massage und Nährcrème grau, welk und fahl und bedarf eines raffinierten Make-ups, um jugendliche Frische vorzugeben.

Grund dafür ist häufig die Tatsache, dass man am Morgen, um munter zu werden, das Gesicht eifrig mit kaltem Wasser behandelt. Das ist, im Grund genommen, sehr gesund. Aber oft sind auf der Haut noch Reste von Crème vorhanden, die durch das kalte Wasser keinesfalls fortgespült werden, sondern sich im Gegenteil zu einer starren, talgartigen Masse verhärten. So werden die Poren verstopft und können ihre reinigende Funktion nicht mehr erfüllen, zumal zu den Resten der Nachtcrème meist noch eine neue Auflage von Tagescrème oder Make-up kommt. Unreinigkeiten, Pickel, Mitesser, grauer und müder Teint sind die Folge.

Hier setzt nun die erfolgreiche Wirkung der Kleie-Badecrème ein. Man verreibt eine kleine Menge im Gesicht, lässt sie wenige Minuten einwirken — etwa bis man die Zähne geputzt oder den übrigen Körper gewaschen hat — und wäscht dann mit einem nassen, nicht tropfenden Lappen ab.

Das leichte Kribbeln auf der Haut zeigt die belebende Tiefenwirkung. Auch die letzten Reste von nächtlicher Crème und Ausscheidungsprodukten der Haut werden aus den Poren entfernt, abgestorbene Hautschuppen verschwinden, und ein frisches, blühendes Gesicht lacht uns im Spiegel entgegen. Dieses Wunder ist keineswegs von vorübergehender Dauer, denn die sauberen, geöffneten Poren nehmen die aufbauenden Stoffe des Weizenkeimöls auf und schleusen sie — durch ein besonderes Verfahren bereits für die Haut aufgeschlossen — in das Gewebe. Eine starke Durchblutung setzt ein, der Tonus (Spannkraft) wird gesteigert und die Zellatmung kräftig angeregt.

Für Babys und Kleinkinder ist diese milde Reinigung ebenso geeignet, wie für alle mit trockener, welker oder gealterter Haut, Pickel, Mittesser, die oft hartnäckig jeder Behandlung trotzen, verschwinden häufig nach kurzer Zeit, ebenso wie die Fältchen des beginnenden Alters. Ja man hat die Erfahrung gemacht, dass selbst scharfe Linien der Regenerationskraft der Kleie auf die Dauer nicht widerstehen, so dass eine auffällige Verjüngung des Teints eintritt. Selbstverständlich kommt die Kur auch dem Hals mit seinen gefürchteten «Jahresringen» und den Händen, die am auffälligsten das Alter verraten, zugute.

Um diese neue Schönheitspflege abzurunden, gibt es ein Kleie-Vollbad, das der berühmten Eselsmilch, in der die verwöhnten Königinnen der Antike badeten, nicht nachsteht. In Form eines trockenen, körnigen Pulvers wird das Kleie-Konzentrat mit seinen verjüngenden Keimstoffen dem Badewasser zugesetzt. Ein wahres «Samthäutchen» ist das Ergebnis dieser angenehmen Behandlung, die man — um dem Alterungsprozess vorzubeugen oder ihn aufzuhalten — dreimal jährlich in Form einer Kur von je sechs Bädern (alle zwei Tage ein Bad) durchführen sollte.

Frühzeitig Blähungen bekämpfen

Von Dr. med. P. Kr.

Ein unangenehmes und besonders bei Frauen weitverbreitetes Leiden sind Blähungsbeschwerden. Sie verursachen nicht nur ein örtliches Unbehagen, sondern lösen dadurch, dass die gasangefüllten Därme von unten durch das Zwerchfell auf das Herz drükken, auch manches Mal beträchtlich unliebsame Herzbeschwerden aus. Diese werden dann von den davon Betroffenen, welche eben diese Zusammenhänge nicht kennen, natürlich weit tragischer genommen als die Blähungsbeschwerden an sich, aber glücklicherweise sind sie nur recht selten von gefährlicher Art. Die anormal starke Gasbildung im Dickdarm beruht zumeist auf einer vollkommen ungenügenden Verdauung des Nahrungsbreies im Dünndarm, so dass noch gär- und fäulnisfähiges Material in den Dickdarm gerät, wo normalerweise nur reine Schlacken ankommen sollten. Die dort auch zweckdienlicherweise immer vorhandenen Gär- und Fäulnisbakterien verarbeiten nun die dem Körper entzogenen Nährstoffe auf ihre Weise unter erheblicher Gasproduktion und vermehren sich bei dieser Tätigkeit noch stark, so dass das Leiden eher zu- als abnimmt, wenn eben nicht vor allem der Dünndarm Gelegenheit zu besserer Verdauung bekommt.

Die Ursachen für eine mangelhafte Dünndarmverdauung sind recht mannigfacher Art. Es können die Verdauungssäfte, die «Fermente» aus Magen, Leber, Darm und Bauchspeicheldrüse, nicht in der richtigen Menge abgesondert werden. Dafür gibt es aber heutzutage bereits recht gute Fermentpräparate, die mitunter bei Hartnäckigkeit über eine längere Zeitspanne eingenommen werden müssen. Der Arzt verordnet diese von Fall zu Fall ganz individuell verschieden.

Oftmals liegt der Fehler aber auch an der falschen Ernährung. Für viele Menschen ist es zur Förderung der Verdauung unbedingt angezeigt, «schlakkenreiche Kost» zu geniessen. Hingegen wieder für andere, bei denen der Dünndarm den Nahrungsbrei sehr rasch weiterbefördert, ist diese erstgenannte Nahrungsform falsch (und zudem haben sie eine Verstopfung auch gar nicht oder nur höchst selten zu befürchten!). Es bleibt nämlich dem Dünndarm während der viel zu kurzen Passierzeit nicht die geringste Gelegenheit mehr, die Nahrung vollwertig aufzuspalten und aufzusaugen, nachdem er sie erst mühsam von den Schlacken befreien musste. Die so vorbereitete Nahrung fällt nun der unzweckmässigen bakteriellen Verarbeitung anheim.

War nun die schlackenreiche Kost rein pflanzlicher Herkunft — vor allem kommen da rohe, grobe Gemüse, Salate und unausgebackenes Brot in Frage —, so verfallen die Reste im Dickdarm der Vergärung; war sie hingegen eiweissreich, so verfaulen die Rückstände. Uebermässig viel Eiweiss kann einmal aus der Nahrung selbst stammen (Hülsenfrüchte, Fleisch, besonders rohes und stark geräuchertes), oftmals aber auch aus dem Darme persönlich. Handelt es sich aber um eine chronische Entzündung, die man unverzüglich behandeln lassen muss durch ärztliche Betreuung und durch trockene, gleichmässige Wärmeanwendung mittels eines vierstufig regulierbaren Heizkissens, mit Sparstufe 1/2, so sondert der Darm Schleim ab und, durch pikante Gewürze angelockt, oft übermässig viel eiweissreichen Verdauungssaft. Auch ständig eingenommene Abführsalze wirken in dieser Richtung.

In jüngster Zeit spielen hierbei Mittel mit hochungesättigten Fettsäuren eine beachtenswerte Rolle, denn man hat an Hand von klinischen Versuchen im In- und Auslande festgestellt, dass diese Medikamente, wie Vitamin-F-«99»-Kapseln, wie auch das daraus nach weiteren medizinischen Erkenntnissen entwickelte «Vitabil», die Fähigkeit besitzen, die Lebertätigkeit anzuregen und den Gallenabfluss zu fördern, so dass die Gallenblase sich schneller entleeren kann. Der Arzt wird die Anwendungsmöglichkeiten von Fall zu Fall individuell anordnen. Wichtig ist aber, dass diese Medikamente morgens nüchtern unzerkaut in ungesüsstem Kräutertee eingenommen werden.

Bei starker Vergärung sieht der Stuhlgang hellgelb, oft sogar schaumig aus und hat einen stechenden, übelriechenden Geruch. Bei Fäulnis ist er dunkel gefärbt. Die Gasproduktion ist in beiden Fällen stark, und die dadurch ausgelösten Beschwerden sind bekannt. Ich weise hier nur kurz auf die Herzbeschwerden hin, welche dadurch verursacht werden können. Liegt ein wirkliches, schon vorher vorhanden gewesenes Herzleiden vor, so können alle Beschwerden durch die beengte Lage des Herzens verstärkt werden. Aber auch bei organisch gesunden Herzen, die nur ein aussergewöhnlich empfindliches Nervensystem haben, kann es zu den unangenehmen Erscheinungen der Herznerose kommen. Es treten Anfälle von Atemnot auf, meistenteils in der Nacht beginnend, die den Betroffenen ausserordentlich ängstigen. Oftmals wird dann auch über Schmerzen und Druck in der Herzgegend geklagt. Die Symptome der wirklichen Herzschwäche aber: geschwollene Füsse, blaue Lippen, Kurzatmigkeit beim Treppensteigen, auch Schmerzen im Arm u. a. m., fehlen. Die «Herzneurose» ist ein zwar unangenehmes, aber harmloses Leiden. Es lässt sich durch leichtere Medikamente, oftmals mit Baldriantee beheben. Die Ursachen sind neben seelischen Aufregungen eben sehr oft die gasgefüllten Därme.

Aus dem Vorstehenden über die Ursachen der Blähungen ist abzuleiten, was man dagegen unternehmen kann. Nach einer gründlichen Reinigung des Darmes (sei es mit Rizinusöl oder einem milden Seifenwasser, Kamillen- oder Wermuttteeklistier) muss eine Zeitlang eine ganz leichte Kost bevorzugt werden, die möglichst vegetabil gehalten sein soll — Birchermüesli mit Matzingers Getreideflocken-Spezialitäten, wieWeizenkeime, Hirse-Fünfkornflocken, schluckweise vor den Mahlzeiten eingenommene Mandelmilch-Fruchtsäfte (die Mandelmilch aus Nuxo-Mandelpüree nach Vorschrift herstellen), morgens mit einem Kollath-Frühstück beginnen. Das Rezept hierfür lautet: Am Abend weicht man je Person 35 bis 40 g frischen, grob geflockten Weizenschrot mit 4 Esslöffel Wasser, nie Milch dazu verwenden, unter Umrühren ein und lasse über Nacht alles quellen. Getrennt von dem Schrot weiche man 15 Gramm süsse, zerschnittene Trockenfrüchte (Feigen, Rosinen, Datteln, Aprikosen) in genügend Wasser ein, dass sie sich darin vollsaugen können. Am Morgen vermischt man beides, gibt einen Löffel Zitronensaft dazu und schlägt mit einer Gabel 1/2 Banane sahnig darunter. Nun reibt man zirka 100 Gramm reife, ganz sauber gewaschene Apfel mit Schale (die Blüte ist vorher natürlich zu entfernen, auch etwaige schlechte Stellen herauszuschneiden!) rasch mit Bircherraffel über den Brei unter sofortigem Verrühren. Das fertige Gericht überstreut man mit zirka 20 Gramm frisch gemahlenen Nüssen oder Mandeln, jedoch kann man auch einen Teelöffel von dem ausgezeichneten Mandel- oder Haselnusspüree darunterrühren. Man geniesse das Kollath-Frühstück dann sofort, aber mit Behagen und unter sehr gründlichem Kauen. Stehen keine Aepfel zur Verfügung, dann wähle man je nach der Jahreszeit anderes, aber stets nur vollreifes Obst: Beerenfrüchte, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen etc. Allergiker dürfen aber Erdbeeren und Pfirsiche keinesfalls dazu verwenden wegen des Nesselfiebers!) Im obstarmen Frühjahr kann man auch jungen, geschmorten Rhabarber dazu verwenden —, wobei man anfangs bei abnormer Gärung die Kohlehydrate — also alles dem Mehl und Zucker Verwandte — und bei Fäulnis Fleisch, Eier, Hülsenfrüchte und stark gesalzene und gewürzte Speisen möglichst weitgehend vermeidet. Führt nun wider Erwarten in leichten Fällen die streng durchgeführte Diät zu keinem Erfolge, so ist die Befragung des Arztes unerlässlich, damit festgestellt wird, eventuell mittels einer Magen- und Darmröntgenaufnahme, ob es sich nicht um ein tatsächliches ernsteres Leiden handelt, das unter allen Umständen unter die strenge ärztliche Kontrolle gestellt werden muss, will man weiteren Schaden an seinem Organismus verhüten.

Verein für ein Evangelisches Altersheim in Locarno

Uf imme Bänkli sitze im Ooberoot
dra tänke, wie alles übere goht:
dr Möntsch, und sy Freud, sy Angst und sy Not
so ganz Läbe vo Afang a bis zum Tod.
wie ischs doch schön das bitzeli Sy!

(Aus «Es bitzeli Sy», von Elisabeth Thommen.)

Damit dieses «bitzeli Sy» aber auch wirklich schön ist, sollte es in seinen alten Tagen nicht einsam und verbittert sein. Aus dieser Ueberlegung heraus wurde seinerzeit der Verein für ein Evangelisches Altersheim in Locarno gegründet, der vor Jahresfrist oben in Orselina das Kurhaus Montesano erstanden hat und das nun am 1. Januar dieses Jahres eröffnet wurde.

In diesem Frühjahr fand im herrlich gelegenen Heim die ordentliche Generalversammlung verbunden mit einer kleinen Einweihungsfeier statt. Alle Kirchgemeinden der Diaspora, sowie die Prot. Frauenvereine im Tessin, aber auch der Diasporafrauenverein hatten ihre Delegierten zu der Tagung gesandt. Neben andern Gästen hatte sich auch der Präsident des Diasporavereins, Pfarrer Hadorn, Luzern, und Pfarrer Hoch von Riehen, der die Andreasstiftung vertrat, eingefunden. Die letztere hat ihr Vermögen nun dem Altersheim Montesano übergeben und wird sich auflösen. Mit den Worten «Lobe den Herrn» eröffnete Präsident J. Fr. Dinner aus Basel die Versammlung. Das Protokoll der a. o. Generalversammlung vom 6. Februar 1960 erinnerte noch einmal daran, dass an jener denkwürdigen Versammlung einstimmig der Ankauf des Hotels Montesano von Orselina beschlossen wurde. Aus der Rechnung geht hervor, wie sparsam gearbeitet wurde, doch ist es unumgänglich, gewisse Einrichtungen, die für ein Altersheim nötig sind, einzurichten, so eine besondere Rufanlage, vermehrte Telephone und Bäder etc. Bei aller Sparsamkeit benötigt der Verein dringend weiterer grosser Mittel, um die Schuldenlast abzutragen. Erst dann wird es möglich sein, die Pensionspreise zu ermässigen und noch mehr als bisher wenig bemittelte Glaubensgenossen aufzunehmen. Mit tief innerer Freude wurde zur Kenntnis genommen, welch glückliche Hand der Vorstand mit der Berufung der jungen Hauseltern Wenger-Gerber hatte. Wir wissen von Insassen und Gästen, wie sehr die beiden Leiter es verstehen, das Heim so zu leiten, dass sich die alten Menschen darin glücklich fühlen.

Heute besitzt das Heim 23 ständige Altersgäste, wobei 18 aus der Diaspora kommen. Neben den Dauergästen werden bis auf weiteres auch Erholungsuchende aufgenommen.

Alle Anträge des Vorstandes wurden einstimmig genehmigt. Die Wahlen erfolgten im Sinne der Bestätigung des bisherigen Vorstandes, wobei nur für den St. Gallen verlassenden Pfarrer Ganz ein Ersatz in der Ostschweiz gesucht werden muss.

1955 traten die beiden Damen Moersen und Bruderer aus sorgendem Herzen heraus an Herr und Frau Dir. Schmid in Locarno mit der Bitte, bei der Schaffung eines Evang. Altersheims im Tessin zu helfen, 1956 wurde ein Initiativkomitee gegründet, und bereits 1957 konnte der Verein geschaffen werden. Es ist wie ein Wunder, dass schon 1960, durch das Entgegenkommen der Besitzerin Frl. Lore Schreiber, das Kurhaus Montesano angekauft werden konnte.

Nach der Generalversammlung traten der Prot. Kirchenchor Locarno und einige seiner theaterfreudigen Mitglieder in Aktion und bereiteten den Gästen und Insassen mit den reizenden Darbietungen viel Freude. Dass selbst die bejahrte Insassin Schwester Maria Dornfeld sich mit einem auswendig rezitierten Goethe-Gedicht hören liess, möchten wir besonders erwähnen.

Nach der Versammlung sass der Vorstand mit den Gästen, den Hauseltern und den Vertretern der Gemeinde Orselina noch eine Weile zusammen, und es war wohl für alle Anwesenden eine grosse Freude, festzustellen, wie gut der Kontakt zwischen der Gemeinde und dem Heim ist. Abschliessend möchten wir dem Wunsche Ausdruck geben, dass ein grosser Segen über dem Haus liegen möge und die so dringend nötigen Mittel recht bald beschafft werden können (Postcheckkonto Basel V 599), damit es recht vielen alten Protestanten zu einem wahren Heim für ihre letzten Lebensjahre werden möge.

W.-S.

Zi bunt GROBGEWEBE für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe, Sets, Tischdecken usw
in JUTE und in licht- und kochechtem REINLEINEN

Vom Muttersein

Dienen und Erziehen, Pflanzen, Pflegen und Helfen: — damit beginnt das Wesen der Mutter. Mancher Frau ist leibliche Mutterschaft versagt. Zum Glück gelingt es oft gleichwohl, dass sie einzelne dieser mütterlichen Gaben entfaltet und betätigt — an fremden Menschen, die keine Mütter haben.

Will eine Frau wahrhaft Mutter sein, braucht sie die erwähnten Gaben alle — und noch viele dazu. Einigen ist es beschieden, erst ihre eigenen Kinder ins Leben zu führen — und dann erst noch Mutter zu sein für solche, die sie «nichts angehen». Gibt es eine höhere Erfüllung für eine Frau?

Wie danken wir dafür?

Eine Mutter: Gertrud Kurz

«Willst du nicht noch meine Garage sehen?» — Die Zeit drängte. Das aber musste ich doch noch anschauen! Mutter Kurz und ein Auto! Mit ungläubiger Miene nahm ich die Erklärung entgegen: «Nach und nach wird mir das Gehen doch beschwerlich. Gut, dass es so kleine Wagen gibt!» — Es dauerte einige Zeit, bis der Schlüssel gefunden war. Was aber enthüllte sich mir in dieser «Garage»? Ein wunderbarer alter Kleiderkasten! Daneben ein Bett mit Bergen von Wäsche. Kleiderbügel hinter Kleiderbügel mit Anzügen und Röcken für Frauen und Männer. Aber kein VW, kein Topolino! — Gertrud Kurz weidete sich an meiner Enttäuschung — und kam gleich zur Sache: «In unserm nächsten ‚Blatt' muss ich wieder die Trommel schlagen, um meine Garage nachzufüllen. Was wir am dringendsten benötigen? Bettücher, Leintücher. Handtücher, Geschirrtücher, Taschentücher! Gut, dass mir eine Freundin eine Zeichnung gemacht: Da flattert eine Wäsche im Wind — im Hintergrunde thronen Hochgebirge. Viele singen das Lob unserer ‚Berner Familie'. Das soll kein leeres Wort sein. Unsern Flüchtlingen fehlt oft gerade das, woran wir am wenigsten sinnen. Sogar nach Uhren muss ich Ausschau halten. Viele alte Männer sind ganz unglücklich ohne — andere brauchen sie auch unmittelbar für ihren Beruf.»

Dabei denkt Gertrud nicht nur an die ungarischen Flüchtlinge. Um diese bemüht sich ja unser gesamtes Volk. Fast vergessen aber sind die «alten», die sich mühsam durchs Leben schlagen oder unter bescheidenen Verhältnissen in ihrem «Dauer-Asyl» leben. Mutter Kurz hat sie nicht aus dem Auge verloren. Mit allen ihren Anliegen wenden sie sich an den «Dittlingerweg 4».

Wie verbunden sie mit ihren Schützlingen ist, sah ich an einer Versammlung ihrer «Familie»: Berufstätige Frauen und Männer, denen niemand mehr anmerkt, dass sie vor zehn oder zwanzig Jahren verzweifelt an unsere Türe klopften; ehemalige Diplomaten und Offiziere, die noch alles Gewicht auf tadellose Manieren legen; werdende Aerztinnen. Jeder und jede hat ein Anliegen an die «Mutter». Für jede und jeden hat sie das Wort, das ihnen nottut.

«Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn!» — Eine Betrachtung über dieses Psalmwort hatte sie kurz nach Abschluss des Waffenstillstandes 1945 ihren Berichten über die Auswirkungen des Krieges auf die Familien vorangestellt: «Das grösste Leid des Flüchtlings ist seine auseinandergerissene Familie. Nicht das verlorene Vaterland, nicht das verlorene Haus, nicht die verlorenen Möbel, nicht das verlorene Geld — nein, die verlorenen Angehörigen. Eltern, Kinder und Geschwister; dieser Verlust bedrückt seine Seele.» Dann entnimmt Gertrud Kurz ihrer stets übervollen Schublade einige Briefe: Von dem Mädchen, das in England keine Ruhe mehr findet; sobald die Kanonen verstummen, will es reisen, nach Wien, heim zu ihren Eltern — die aber sind nicht mehr aufzuspüren! Von dem Vater, dessen Töchterchen in Ohnmacht fällt, wie es ihn nach Jahren langer Trennung wieder erblickt! Von Eheleuten aus Oberschlesien, die nichts mehr voneinander gehört hatten, seitdem die Gestapo sie getrennt. Er hatte in Buchenwalde gelitten, sie in Bergen-Belsen. Beinahe am gleichen Tage hatten sie in die Schweiz geschrieben. Es war möglich geworden, sie wieder zusammenzubringen! «Aus Todeslagern und Gefängnissen, aus jahrelangen Verstecken in Kellern und Mansarden, aus Estrichen und Scheunen aller Länder kommen seit Wochen verfolgte Menschen an Licht des Tages; ihre Seelen sind verwundet, ihre Körper abgezehrt. Aber nun breiten sie ihre Arme weit aus nach Eltern und Kindern, nach Schwestern und Brüdern: ‚Wo seid ihr, dass wir uns doch wieder finden möchten, zu gemeinsamem Leben und Arbeiten!'»

Gertrud Kurz selber hat das Familienglück gekostet in vollen Zügen: als Kind im appenzellischen Lutzenberg zu Hause des edeln Oberrichters Reinhard Hohl-Custer; als junge Frau und Mutter in ihrem Heim am Berner «Sandrain», an der Seite von Albert Kurz, dem eifrigen Rektor des Progymnasiums und begeisterten Schweizer Obersten. Mit seiner Frau verband mich zwischen den beiden Weltkriegen die Sorge um die Bewahrung des Friedens. Beide hatten wir erkannt: «Aeussere Massnahmen sind nicht imstande, eine rechtlich geordnete Welt aufzubauen. Jeder äussern Abrüstung muss ein inneres Abrüsten vorausgehen, viel mehr ein ‚Umrüsten' auf Waffen anderer Art.»

Gertrud Kurz betreute damals die Berner Gruppe der «Kreuzritter». Diese Bewegung verdankte ihre Entstehung einem französischen Offizier, capitaine Etienne Bach. Dieser war mit seiner Einheit 1922 nach Deutschland kommandiert worden, zur Besetzung des Ruhrgebietes. Als evangelischer Christ hatte er am Abendmahlsgottesdienst in Duisburg teilge-

nommen. Plötzlich stand ihm vor dem Tisch des Herrn der Mann gegenüber, den er als seinen ausgeprägtesten Feind betrachten musste, der Bürgermeister. «Darum prüfe sich jeder ...» Wie manchmal bleiben diese Worte der Abendmahlsliturgie leer. Diesmal führten sie zur Tat. Musste später die Kompagnie ausrücken, liess sie ihre Waffen im Kantonnement! Sogar die Vorgesetzten sahen ein, dass capitaine Bach hier den richtigen Weg einschlug. Er aber konnte bei dieser ersten Geste nicht stehenbleiben. Er quittierte seinen Dienst und setzte alle seine Kräfte dafür ein, dass ein weiterer blutiger Kampf zwischen den beiden «Erbfeinden» vermieden werde.

Wie viele junge Menschen hat er seither in dem ihm zur Verfügung gestellten Heim «Borcarderie» bei Valangin (Neuchâtel) und in den umliegenden Ländern zum Dienst als «Chevaliers du Prince de la Paix» zu befähigen gestrebt!

Zu den zuverlässigsten Mitarbeiterinnen gehörte Gertrud Kurz. Wohl erzog sie ihre eigenen Kinder mit aller Sorgfalt. Aber ihr Herz und auch ihr Heim standen weit offen für alle Bedrängten. Insbesondere wussten die «Brüder von der Landstrasse», dass sie bei ihr nicht umsonst anklopften. Nur ein Beispiel: Kommt da eines Abends ein Fremder dahergehumpelt. Am Morgen hatten sie ihn entlassen in der Strafanstalt. Dort hatte er einen Fehltritt abgebüsst, der nur einer grossen Unbeholfenheit entsprungen war. Zum Abschied hatte ihm Witzwil ein Paar schwere Wanderschuhe mitgegeben. Jetzt konnte er kaum weiter. Die mütterliche Frau salbt und verbindet ihm die Füsse. Aus Dankbarkeit verspricht er ihr auf nächste Weihnacht den schönsten Christbaum aus «seinem» Wald. — Wie dieser am 22. Dezember noch nicht da ist, entschliesst sich die Mutter — schweren Herzens — doch noch auf den Markt zu gehen ...

Welche Enttäuschung für den getreuen Waldarbeiter, wie er am folgenden Tag mit zwei Bäumen auftaucht! — Da zuckte es in ihm: «Sie haben mir nicht getraut!» Traurig weist er die «Gschrift» vor, in der sein Förster bescheinigt, die beiden Bäume seien nicht etwa «gefrevelt». — Sie haben dann doch ihren Dienst getan. Wie Gertrud Kunz zum Bäcker eilt, um ihrem «Knecht Ruprecht» wenigstens eine «Züpfe» zu bringen, trifft sie einen vorbeistürmenden Pfarrer mit einer Krippe unter dem Arm! Im Trubel der Vorbereitungen hatte er vergessen, sich nach Christbäumen umzusehen für die Weihnachtsfeier!

Solche Erlebnisse haben Mutter und Kinder warten, glauben und vertrauen gelehrt. — Je weniger Fürsorge Söhne und Töchter bedurften, um so hingebender widmete sich ihre Mutter der Friedensarbeit im christlichen Geiste. Dem Aufschwung der «Kreuzritter»-Bewegung in den zwanziger Jahren folgte die Ernüchterung mit dem Aufkommen der brutalen Bewegungen, die von Menschheit und Menschlichkeit nichts wissen wollten.

Das Erstarken von Faschismus und Nazismus, die gewalttätigen Einbrüche in Aethiopien, China, Spanien, Oesterreich und Tschechoslowakei liessen Hellhörige schon vor 1939 das Schlimmste ahnen. — Im Sommer 1931 nahm Gertrud Kurz teil an einer Zusammenkunft der christlichen Friedenskämpfer im ehemaligen Kriegsgebiet. In den französischen und englischen Friedhöfen blühten Rosen und Lavendel ... «Dann plötzlich tauchte links von einer Strasse eine kaum übersehbare Gräberstadt auf: Maison Blanche, der Friedhof, in dem 38 000 deutsche Soldaten ruhen. Aber keine blühenden Rosen linderten hier den furchtbaren Eindruck; schwarze Kreuze ragten dunkel aus hellem Grund hervor. Erst später durften auch diese Gräber gepflegt werden; damals wirkten sie in ihrer Kahlheit erschütternd auf uns alle. Ratlos fühlten wir, wie Bitterkeit sich noch einmal zwischen uns aufrichtete, und kein Auge blieb trocken, als die Franzosen den Deutschen mit einem stummen Versprechen die Hand drückten.» Am Abend zuvor hatte auf dem Schauplatz der blutigen Kämpfe ein Freund die erlösenden Worte gefunden: «Unser Vater — nicht nur dein und nicht nur mein Vater, sondern unser aller Vater.»

Noch einmal hatten sich auf der letzten Zusammenkunft in Flandern (August 1939) «die Verschiedenheiten der christlichen Auffassungen gezeigt. Während wir die Mitverantwortung des Christen betonten und seine Pflicht, einem vom Staate begangenen Unrecht gegenüber nicht schweigen zu dürfen, glaubten einige deutsche Freunde, dass solches als ein von Gott auferlegtes Gericht und Leiden zu tragen sei».

Der September 1939 unterbrach die Verbindung zwischen den Gesinnungsgenossen. Jeder musste sich den nächsten Aufgaben widmen. Gertrud Kurz sah ihre Berufung unverzüglich. Schon in den letzten Jahren vor dem Krieg hatte sie sich der geflüchteten Brüder angenommen, die heimatlos, staatenlos, rechtlos geworden waren, der ausgespienen Opfer des Hasses der Klassen und der Rassen, der religiösen und politischen Richtungen und Parteien. Da handelte es sich nicht nur darum, ihnen Fürsorge angedeihen zu lassen. Vor allem galt es, Beamte und Lagerleiter an eine Wahrheit zu erinnern, die sie vergessen zu haben schienen: «Wir sind alle Menschen.»

Unvermittelt stand Gertrud Kurz in schweren Kämpfen. Sie waren um so schmerzlicher, als sie sich gegen die Behörden ihres eigenen Landes richten mussten. Diese glaubten, die Interessen unseres Volkes zu wahren, indem sie die Zahl der Aufgenommenen möglichst tief hielten. Nur unter Bedingungen, die sehr schwer zu erfüllen waren, fanden Vertriebene Unterschlupf. Die strenge Lagerordnung musste den Flüchtlingen beinahe vorkommen wie die Zucht in den Konzentrationslagern. Wie anders hatten sie sich «die freie und gastfreundliche Schweiz» vorgestellt!

Unermüdlich hat Gertrud Kurz (wie auch Regina Kägi, Georgine Gerhard, Schwester Anny Pflüger und andere Schweizer) um jeden gerungen, von dem sie erfuhr. Manchen hat sie den Händen der Fremdenpolizei entrissen. Manchen hat sie nicht retten können ...

Schliesslich wurden der Zurückweisungen und «Ausschaffungen» so viele, dass Gertrud Kurz sich zu einem ungewöhnlichen Schritt entschloss. Mutig verlangte sie eine dringliche Unterredung mit Bundesrat von Steiger. Der Chef des Justiz- und Polizei-Departements weilte zur Erholung auf Mont Pélerin. Lange dauerte die Unterredung. Noch im August 1942 wollte der Bundesrat das Scheussliche nicht glauben, das im «Dritten Reich» geschah. «Greuel-Märchen! Masslose Uebertreibung!» — Ein Ergebnis zeitigte die mehrstündige stürmische Unterredung dennoch: ein «Rechtsausschuss der Flüchtlings-Kommission» erhielt Gelegenheit, die ärgsten Missstände abzustellen. Gertrud Kurz wurde eines der tätigsten Glieder. (Fortsetzung folgt)

Fernseh-Programm

für die Woche vom 6. bis 12. August 1961

Sonntag, 6. August, 20.05 Von Woche zu Woche. Unsere politische Diskussion. 20.30 Romeo und Julia. Ballett von Serge Prokofieff. Eurovision Bregenz. Uebertragung von den Bregenzer Festspielen. — Montag, 7. August 20.20 Good evening everybody. Englischkurs für Anfänger. 3. Lektion. 20.40 Rund um Asien. Pakistan — das Gottesland. Reisebericht von Dr. Erich Tilgenkamp. 8. Sendung. — Mittwoch, 9. August 20.15 Der gerade Blick. Schielende Kinder — warum und wie man ihnen helfen muss. 21.00 Was bin ich? Ein heiteres Berufe-Raten mit Robert Lembke. 21.40 Top secret. Für die Freunde des französischen Theaters. — Donnerstag, 10. August, 20.30 Fra Diavolo. Oper von François Auber. Eurovision, Bregenz. Direktübertragung von den Bregenzer Festspielen. — Freitag, 11. August 20.15 Dank an die Erde. Ein Besuch bei Cuno Amiet. 20.35 Duftender Frühling. Eine Legende, getanzt vom Ballett des südkoreanischen Volkstheaters. Wiederholung. — Samstag, 12. August 20.15 Das Wort zum Sonntag spricht für die kath. Kirche Dr. Josef Gemperle, Gossau.

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Die gute **Ferienlektüre**

für Sie, für Ihre Mutter, für Ihre Schwester oder Freundin

Betty Knobel: «Zwischen den Welten»

Ein schweizerischer Familienroman, der sich im Glatnerland, in Graubünden und Zürich abspielt — also ein ausgesprochen schweizerisches Werk, in dessen Gestaltung, dichterisch verarbeitet, manche Probleme der Schweizer Frauen verwoben sind.

229 S. in zweifarbigem, broschiertem Umschlag.

Preis Fr. 7.50

Zu bestellen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «SCHWEIZER FRAUENBLATT», Technikumstrasse 83, Winterthur, Tel. (052) 2 22 52.

Benützen Sie untenstehenden Bestellzettel

Die Unterzeichnete bestellt _____ Exemplare _____

des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50 beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur.

Name und Vorname der Bestellerin:

Genaue Adresse:

hugo peters

„Récamier", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt - mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr. 615.-
Modelle ab Fr 93.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.
Bellevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 79

hugo peters ZÜRICH LIMMATQUAI 3

BUCHHANDLUNGEN

Basler Missionsbuchhandlung
Missionsstraße 21 Basel 3
Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand

Wir empfehlen Ihnen

Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprech, Bern: **«Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?»** 24 Seiten **à Fr. —.80**

Zu beziehen bei der Administration des «SCHWEIZER FRAUENBLATTES», Winterthur, Technikumstrasse 83, Tel. (052) 2 22 52

ALKOHOLFREIE GASTSTÄTTEN

ST. MORITZ
Hotel Bellaval
Alkoholfrei
Angenehmes Haus am See
Sehr gepflegte Küche
Jahresbetrieb Tel. (082) 3 32 45

ASCONA
Alkoholfreies Speise-Restaurant
Vegetarisch
„TIMEO" Tea-room
Hier essen Sie gut, gesund und preiswert.
Aussichtsterrasse
H. u. K. Hessel-With
3 Min. von Post Tel. (093) 7 39 72
Winters geschlossen.

KORNI FLATBRÖD
jetzt auch in kleinen Paketen!

Auf vielseitigen Wunsch bieten wir Ihnen das hauchdünne norwegische Knäckebrot jetzt auch in Paketen halber Grösse. Sie wiegen 170 Gramm und enthalten 45 Scheiben. Da KORNI im Munde förmlich zergeht, eignet es sich auch für ältere Leute u. für kleine Kinder. Am besten mundet es — süss oder rezent bestrichen — in 3 bis 4 Schichten. Die neue Packung zu Fr. —.95 m. R. bekommen Sie in Reformhäusern und Reformabteilungen. Vertrieb: A. Müller, Leonhard-Ragazweg 6, Zürich 55.

KORNI FLATBRÖD

Im schönen, gepflegten Landhaus **«Vieux Châtel, Post Essertines s/Rolle,** inmitten von Wiesen und Wald in herrlicher ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfangen wir auch dieses Jahr (1. April bis 1. Oktober) wieder einige

Paying Guests

welche Ruhe, Erholung, evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 7 59 26. A. E. Frank-Hottinger, dipl. Diätetikerin.

SCHUHHAUS **Gräb**
OBERDORFSTR. 27 B. GROSSM. ZÜRICH
Tramhaltestelle Helmhaus oder Bellevue
Inhaber: Familie Buchter
bequeme schöne Schuhe für jeden Fuss

Physikalische THERAPIE
Hs. Andres, Zürich 6
dipl Physiopraktiker
Scheuchzerstrasse 46
Tel. 26 21 90
Privat-Sauna Aescusal-Bad
Heil-Massage Extensionen
Sport-Massage
Fango-Packungen
Bindegewebstechnik
Korrekturgymnastik
Unterwasserstrahlmassage
Sämtl. **Medizinal-Bäder**
Zuverlässige Ausführung aller ärztlichen Verordnungen

Jean Frost
Kreuzplatz 2, Zürich 7
Tel. 24 42 33
Spezial-Geschäft für Vorhänge
Eigene modernste Vorhangwäscherei

DIE FRAU IN KUNST UND KUNSTGEWERBE

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160. Tel. 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Wer auf Gesundheit und Wohlbefinden achtet, trinkt

die feinen, alkoholfreien Fruchtsaftgetränke mit Schenkenberger-Mineralwasser. Verlangen Sie Agis auch in den Gaststätten.

Jungkaufleute
Ein Auslandaufenthalt vertieft die beruflichen Kenntnisse, verbessert die Stellung und bereichert Eure Lebenserfahrung. Die Schule (vom Bunde subventioniert) des Cercle Commercial Suisse bietet Euch beste Gelegenheit dazu: Unterricht in französischer Sprache in kaufmännischen und kulturellen Fächern; Besichtigung von Industriezentren und historischen Bauten.
Verlangt Prospekte und Unterlagen durch den Cercle Commercial Suisse, 10, rue des Messageries. Paris 10e.

TAPETEN SPÖRRI
Innendekoration
Zürich Talacker 16
Telephon 23 66 60

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

SYNTEC Laveur — neuartiger Topfreiniger SIH-geprüft — leicht zu spülen, schnell trocken, auskochbar, unverwüstlich
SYNTEC Manchon — idealer Massage-Waschring — für Ihre Hautpflege regt die Blutzirkulation an, erhöht die Geschmeidigkeit Ihres Körpers
SYNTEC Laniere — solides Massageband mit zwei starken Griffen — erhält schlank und jugendlich
erhältlich in guten Detailgeschäften
ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, Telephon (071) 7 38 45

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Bestellschein

Unterzeichnete bestellt:

..... Jahresabonnement des «Schweizer Frauenbltates» zu Fr. 15.80
..... Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—
..... Geschenkabonnement von Abonnentinnen an Drittpersonen Fr. 12.50

auf eigenen Namen

als Geschenk an

Genaue Adresse des Bestellers

Ausschneiden und an Administration «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden.